[illegible]

WERKE

[illegible]

[illegible] CHRISTOPH SIGWART

[illegible]

LOGIK.

Erster Band.

Die Lehre vom Urtheil, vom Begriff und vom Schluss.

[illegible] 1873. [illegible] IX. 420 S. [illegible]

Zweiter Band.

Die Methodenlehre.

[illegible] 1878. [illegible]

VORFRAGEN DER ETHIK.

[illegible] 1886. [illegible] M. 2. [illegible]

Kleine Schriften.

[illegible] 1881 [illegible]

Erste Reihe. M. 4. [illegible]

Inhalt: [illegible]

Zweite Reihe. M. 4. [illegible] gebunden M. 5. [illegible]

Inhalt: [illegible]

BENEDICT DE SPINOZA'S

KURZER TRACTAT

von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit.

Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung und Erläuterungen begleitet.

Zweite Ausgabe.

[illegible] 1870. LXIII. 2[illegible]2 S. [illegible] M. 2. [illegible]

DIE

IMPERSONALIEN.

EINE LOGISCHE UNTERSUCHUNG

VON

DR. CHRISTOPH SIGWART,
[illegible]

FREIBURG I. B. 1888.
AKADEMISCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG VON J. C. B. MOHR
(PAUL SIEBECK).

DRUCK VON C. A. WAGNER IN FREIBURG.

HERRN STAATSRATH

DR. GUSTAV VON RÜMELIN

KANZLER DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN

ZUR FEIER SEINES

FÜNFZIGJÄHRIGEN DOCTORJUBILÄUMS

AM 9. DEZEMBER 1887

ÜBERREICHT

MIT DEN GLÜCKWÜNSCHEN

DER PHILOSOPHISCHEN FACULTÄT

ZU TÜBINGEN.

Die alte und viel verhandelte Frage nach dem Wesen der sogenannten Impersonalien und der durch sie gebildeten Sätze, die neuerdings auch als „subjectlose Sätze“ bezeichnet werden, hat ihr Hauptinteresse darin, dass die Erklärung dieser Redeweisen eine Probe zugleich für die grammatische Lehre vom Satz und für die logische Lehre vom Urtheil abgeben muss. Das Problem ist ja eben das, wie denn die Thatsache dieser Sätze mit der in Grammatik und Logik übereinstimmend überlieferten Lehre zu vereinigen sei, dass jeder Satz Subject und Prädicat haben müsse, jedes Urtheil einen Prädicatsbegriff von einem Subjecte bejahe oder verneine. Sowohl vom grammatischen wie vom logischen Standpunkt aus schien in einer Aussage wie „pluit“ das unerlässliche Subject zu fehlen, und doch konnte nicht bestritten werden, dass dieses pluit eine Behauptung enthalte, die wahr oder falsch sein könne, also den logischen Charakter eines Urtheils, den grammatischen eines Aussagesatzes habe.

In der That zeigt eine Uebersicht über die bisher aufgetretenen weit auseinandergehenden Erklärungsversuche die Verlegenheit, in welche die besonders in den neueren Sprachen sehr häufigen impersonalen Redewendungen sowohl Grammatiker wie Logiker versetzt haben; und diese Verlegenheit rührt hauptsächlich davon her, dass die überlieferte Logik der Grammatik nur eine unvollständige und einseitige Theorie des Urtheils zu bieten hatte, zum Theil auch davon, dass die Gesichtspunkte und die Terminologie der Grammatiker und Logiker sich nicht überall deckten.

In letzter Zeit hat hauptsächlich Miklosich die Aufmerk-

samkeit wieder auf die alte Streitfrage gelenkt [1]) und einer Uebersicht über die verschiedenen Theorien der Grammatiker und Logiker eine höchst verdienstliche Sammlung von Beispielen aus verschiedenen hauptsächlich slavischen Sprachen hinzugefügt, welche er in eine Anzahl von Classen zu ordnen sucht. Er ist dabei geneigt, im Anschluss an Brentano von der sprachlichen Thatsache der „subjectlosen Sätze" aus die hergebrachte Lehre vom Urtheil umzugestalten, nach welcher jedes Urtheil in einer Verbindung oder Trennung zweier Elemente bestehe, also nothwendig zweigliedrig sei; das Wesentliche des Urtheils soll vielmehr das Anerkennen oder Verwerfen sein, und dieses entweder nur einen Begriff, oder das Verhältniss zweier wie Subject und Prädicat sich verhaltender Begriffe betreffen.

1. Aus dieser lehrreichen Untersuchung geht jedenfalls auf's Neue hervor, dass es vor Allem ein logisches Problem ist, das diese sprachlichen Erscheinungen in sich schliessen, und von dieser Seite wünschte ich einen Beitrag zur Lösung der Frage zu geben [2]); die eigentlich sprachgeschichtliche Untersuchung und damit die Discussion einer Menge speciellerer grammatischer Punkte muss ich den Philologen überlassen.

Beide Gesichtspunkte zu trennen ist trotz ihrem engen Zusammenhang nicht nur möglich, sondern nothwendig. Die sprachliche Thatsache der impersonalen Wendungen stellt nämlich von einer Seite die Frage: was denkt derjenige, der heute diese Redewendungen gebraucht, was ist der innere Vorgang in seinem Bewusstsein, den er durch die von den Gewohnheiten der Sprache ihm gebotenen Wendungen ausdrücken will? Von der anderen Seite die Frage: wie ist es

1) Franz Miklosich, Subjectlose Sätze, 2. Aufl. Wien 1883.

2) Die Abhandlung von W. Schuppe über denselben Gegenstand (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft Bd. XVI, 3. 1886), die mir erst zu Gesicht gekommen ist, nachdem die vorliegende Ausführung schon entworfen war, enthält viele richtige Gesichtspunkte, mit denen ich, wenn auch auf anderem Wege, zusammentreffe.

gekommen, dass die überlieferte Sprache gerade diese Redewendungen bietet, und wie sind sie geschichtlich geworden? Das erste ist eine psychologisch-logische Frage, die nur durch Reflexion auf das, was wir vorstellen und denken, zuletzt beantwortet werden kann; das zweite ist eine Frage der Sprachgeschichte.

Beides fällt oft genug völlig auseinander. Die in der jetzigen Sprache vorhandene Bedeutung eines Wortes kann ganz unzweifelhaft sein, ohne dass wir wissen, warum die Sprache gerade dieses Wort für die gegebene Vorstellung bietet. Was der Hahn an einem Fasse ist, weiss Jeder; aber wer weiss, warum er für diesen Gegenstand dasselbe Wort gebraucht, das den krähenden Vogel bezeichnet? Wer einen Satz mit „überhaupt“ beginnt, will damit ausdrücken, dass, was er nun sagt, eine allgemeine Wahrheit enthalte, unter welcher das vorher Behauptete als besonderer Fall enthalten sei; aber warum gebraucht er dafür einen Ausdruck, der wörtlich super caput bedeutet? Das gilt nicht bloss von Uebertragungen, sondern zuletzt auch von den Grundbedeutungen der Wörter; wie die Vorstellungen, die ich mit Mensch und mit Vater bezeichne, in uns zu Stande kamen, ist kein Geheimniss; wie aber die Wörter Mensch und Vater etymologisch zu erklären sind, ist eine ganz andere Frage. Und was von einzelnen Wörtern unzweifelhaft gilt, das kann auch bei zusammengesetzteren Redewendungen zutreffen; es ist auch hier nicht ausgeschlossen, dass wir einen bestimmten Gedanken in bloss gewohnheitsmässiger und conventioneller Weise durch Worte wiedergeben, ohne uns ihren ursprünglichen Sinn und den Grund klar zu machen, aus dem wir gerade diese Wendung wählen; das begegnet uns besonders bei einer Menge sprüchwörtlicher Redensarten; ins Bockshorn jagen, über den Löffel barbieren — sprechen wir gläubig nach, ohne uns bei dem Löffel oder dem Bockshorn etwas Verständliches zu denken; der Sinn der Elemente des Ausdrucks ist verschwunden, nur seine einheitliche Bedeutung geblieben.

Zuletzt freilich geht, wie die erste Sprachschöpfung, so auch die Uebertragung und die Ausbildung gewohnheitsmässiger Redensarten auf psychologische Gründe und Gesetze zurück; aber einerseits hat der Redende kein Bewusstsein derselben, andererseits lässt sich aus ihnen höchstens die Möglichkeit, nicht die Nothwendigkeit bestimmter Sprachgewohnheiten deduciren. Die Aneignung einer gegebenen Sprache bewegt sich in ganz anderen Bahnen als die ursprüngliche Schöpfung und allmähliche Ausbildung derselben.

2. Die Natur der Sprache lässt auch den Weg unsicher erscheinen, den man zunächst versucht sein könnte einzuschlagen, nämlich auf den inneren Vorgang, der sich in den impersonalen Sätzen ausdrückt, aus der gemeinsamen sprachlichen Form zurückzuschliessen, welche sie grammatisch annehmen. Stimmen sie darin überein, dass sie einen verbalen Ausdruck — ein einfaches Verbum oder das mit einem Adjectiv oder Substantiv verbundene Verbum Sein — ohne ein ausdrücklich genanntes und bestimmt bezeichnetes Subject bieten, so liegt es nahe, eben von dieser grammatischen Thatsache auszugehen und daraus den entsprechenden inneren Vorgang zu construiren, und von diesem Gesichtspunkte aus haben die meisten Theorien für alle impersonalen Wendungen zunächst eine einzige, für sämmtliche Beispiele in gleicher Weise genügende Erklärung gesucht.

Allein dieser Rückschluss aus dem, was gesagt, auf das, was gedacht wird, ist zuerst darum unsicher, weil, wie Schuppe (a. a. O. S. 258 ff.) vollkommen zutreffend hervorhebt, nicht alles, was gedacht wird, auch nothwendig seinen besonderen Ausdruck in der Sprache findet, ja Vieles ihn seiner Natur nach gar nicht finden kann; es gibt keine Sprache, bei der der Hörende nicht Vieles subintelligiren müsste. Es kann also niemals aus dem Fehlen einer bestimmten sprachlichen Bezeichnung auf das Fehlen eines Gedankens geschlossen werden.

Zum Zweiten aber wird die Voraussetzung, dass die Ueber-

einstimmung der äusseren grammatischen Form auf Gleichartigkeit des zu Grunde liegenden Gedankens hinweise, durch sonstige Analogieen nicht gerechtfertigt; der proteusartige Charakter der Sprachformen zeigt sich vielmehr eben darin, dass dieselben Zeichen zum Ausdruck von Gedanken verwendet werden, welche die Logik unterscheiden muss; wie die meisten Wörter der Sprache vieldeutig sind, so auch ihre formellen Ausdrucksmittel. Dieselbe Flexionsform des Präsens bezeichnet das eine Mal den gegenwärtigen Augenblick, das andere Mal eine von allen Zeitunterschieden unabhängige Geltung; die Substantivform hat zu ihrem Inhalt Dinge, Eigenschaften, Zustände, Vorgänge, Relationen; im Zusammenhang damit stellt die Personalendung des Verbs zwischen dem Verbalbegriff und dem Subject eine Einheit her, die ihrem logischen Charakter nach in verschiedenen Fällen sehr verschieden ist und nicht so leicht auf einen und denselben scharfen Begriff gebracht werden kann. Es ist also bedenklich, aus einem irgendwie construirten allgemeinen Begriff des Sinnes der Verbalprädication die einzelnen Erscheinungen zu erklären; vielmehr muss erst aus dem Inhalte dessen, was gedacht wird, der genaue Sinn auch dieser formellen Elemente festgestellt und entschieden werden, ob sie sich wirklich auf denselben Begriff bringen lassen.

Diese Vieldeutigkeit der Sprachformen könnte auch in den impersonalen Ausdrücken möglicherweise vorhanden sein, und daraus folgt, dass nicht von der gemeinsamen grammatischen Erscheinung überhaupt, sondern nur von den einzelnen Beispielen ausgegangen werden kann, auch auf die Gefahr hin, ausführlicher zu werden, als auf den ersten Blick für eine vereinzelte Frage nöthig erscheint. Die Aufgabe ist, zunächst in den einzelnen Fällen auf den inneren Vorgang zurückzugehen und diesen aus seinen psychologischen Bedingungen zu verstehen, um daraus erst zu entscheiden, ob die gleiche sprachliche Form auch wirklich immer dasselbe meint; vielleicht ergibt sich auch, dass zwischen denjenigen Gedanken, die sich in impersonalen Wendungen Ausdruck geben, und den anderen,

welche in dem regelrechten Satze mit bestimmtem Subject und Prädicat sich darstellen, keine so feste Grenze besteht, dass die impersonalen Sätze eine leicht abgrenzbare Species des Satzes oder des Urtheils bildeten.

Wenn aber der innere Vorgang, der dem sprachlichen Ausdruck zu Grunde liegt, nächster Gegenstand der Untersuchung sein muss, so kann es sich nicht darum handeln, dass wir diesen inneren Vorgang ganz losgelöst von aller Beziehung zu der sprachlichen Bezeichnung betrachten wollten. Denn das Verhältniss unserer Vorstellungen zu den uns geläufigen bedeutsamen Wörtern überhaupt ist ein wesentlicher Theil des ganzen psychologischen Thatbestandes, aus dem der einzelne Ausdruck hervorgeht; überdem wäre es auch vergeblich, auf ein völlig wortloses und von der Sprache noch unberührtes Denken mit der Reflexion zurückzugehen, da wir ein von der Sprache unabhängiges Denken in unserer Erfahrung nicht finden und nur eine künstliche Analyse in unserem concreten Denken diejenigen Elemente trennen könnte, welche vor der Sprache und unabhängig von dieser vorhanden sein mussten, und diejenigen, welche mit dem Gebrauch der Wörter verflochten sind (womit sehr wohl vereinbar ist, dass im einzelnen Falle unterschieden werden kann zwischen dem, was gedacht, und dem, was in der Sprache bestimmt ausgedrückt wird).

Das Zurückgehen auf die im Sprechen überhaupt sich bethätigenden psychologischen Functionen kann auch allein zu einer vollständigen Analyse der Urtheilsfunction führen und die einseitigen Auffassungen des Urtheils, welche vorzugsweise diese Frage verwirrt haben, berichtigen helfen; und so werden wir einige allgemeine Sätze über das Verhältniss unserer Vorstellungen zu den Wörtern überhaupt vorauszuschicken haben.

Dabei können wir mit Rücksicht auf unseren Gegenstand uns zunächst auf ein bestimmtes Gebiet beschränken. Es ist zugestanden, dass die impersonalen Sätze ganz überwiegend dazu dienen, das unmittelbar, sei es äusserlich, sei es innerlich in einem bestimmten Zeitpunkte Wahrgenommene auszudrücken.

Nicht allgemeine abstracte Wahrheiten pflegen sich in dieses Gewand zu kleiden, sondern die Auffassung concreter einzelner Erscheinungen, Vorgänge und Zustände; ob wir sagen: es blitzt, es donnert, es schneit, oder: es friert mich, es ist mir bang, es ekelt mir — die Aussagen bewegen sich auf dem Boden des Concreten, und zwar meist im Gebiete der unmittelbaren Wahrnehmung, und greifen nur nach einzelnen, später zu besprechenden Richtungen über dieses hinaus [1]). Zur vorläufigen Orientirung dürfen wir von den letzteren Fällen absehen, und zunächst nur die Denkthätigkeiten uns vergegenwärtigen, welche in der Auffassung des wahrnehmbaren Seins und Geschehens thätig sind.

3. Für unsern gegenwärtigen Zweck gehen wir dabei von dem Bestande von Vorstellungen der uns umgebenden wahrnehmbaren Welt aus, den jede neu eintretende Wahrnehmung schon vorfindet, und in den sie sich einreiht. Dass die Welt um uns her, die unsere Sinne uns zeigen, aus einer Menge grosser und kleiner Dinge besteht, dass diese Dinge an verschiedenen Orten des Raumes sind, durch ihre Gestalt, ihre Farbe, ihre Härte, ihren Geruch u. s. w. sich unterscheiden; dass sie, wenn wir sie durch aufeinanderfolgende Zeitpunkte hindurch beobachten, zum Theil sich bewegen, ihre Grösse und ihre Eigenschaften ändern, zum Theil ruhig und unverändert beharren; dass sie in mannigfaltiger Weise auf einander und auf uns wirken, sich drücken, drängen, stossen, schlagen, uns wohl oder wehe thun — diese Auffassung hat sich überall in vollkommen übereinstimmender Weise entwickelt, und innerhalb dieser immer schon vorhandenen und uns bekannten Welt einzelner Dinge geht alles vor, was wir Neues erleben und auffassen können.

Wie gerade diese Gestaltung unseres Weltbildes aus den zunächst gegebenen Sinnesempfindungen geworden ist, das zu untersuchen ist eines der schwierigsten und anziehendsten Pro-

1) Vgl. Paul, Principien der Sprachgeschichte, 2. Aufl. S. 107.

bleme einer Psychologie, welche die vor aller bewussten Reflexion liegende Entwicklung des Geistes ergründen möchte; aber auch die scharfsinnigste Theorie ist doch nur eine mehr oder weniger wahrscheinliche Hypothese, welche den uns allen geläufigen und, wie wir meinen, unmittelbar verständlichen und klaren Thatbestand zum Ausgangspunkt nimmt; für die Erklärung der Impersonalien auf dieses hypothetische Gebiet zurückzugehen wäre erst nothwendig, wenn die gegebenen entwickelten Vorstellungsformen etwa nicht ausreichten.

Aehnlich verhält es sich mit der Sprachgeschichte. Die Sprachen, die wir kennen, haben überall die Scheidung der Wörter in Substantiva, Adjectiva und Verba vollzogen und damit jener Gestaltung unserer vorgestellten Welt Ausdruck gegeben; auch die Grundformen der Satzbildung sind durchweg von dem Gedanken beherrscht, dass die Dinge Eigenschaften an sich haben und in der Zeit ein bestimmtes Verhalten zeigen und Thätigkeiten entwickeln. Auch hier ist ja kein Zweifel, dass diese Unterschiede der Wortgattungen erst aus einer früheren Phase geworden sind, aber für die nähere Art und Weise dieser Entwicklung sind wir ebenso auf Hypothesen angewiesen. Von diesen aber auszugehen ist um so weniger gefordert, als im Laufe der Geschichte die Verwendung der Impersonalien jedenfalls nicht in Abnahme begriffen ist, und die ältesten Sprachdenkmäler sie ebenso als Ausnahmen von dem regelrechten Satze zeigen, wie die heutige Sprache; ja in dem Gebiete, das auch dem Laien in der Sprachgelehrsamkeit zugänglich ist, steht auf der einen Seite Homer, der verschwindend wenige Beispiele zeigt, und unser heutiges Deutsch, in dem es von Impersonalien wimmelt [1]). Die bekannte Sprachgeschichte zeigt also den impersonalen Satz nicht etwa als eine embryonale Form, aus der nachweisbar erst der vollständige,

---

1) Miklosich S. 13 ff. bestreitet zwar gegen Benfey die Behauptung, dass eine Zunahme der impersonalen Wendungen beweisbar sei; es will mir aber scheinen, dass seine Gründe nicht überzeugend sind.

in Subject und Prädicat deutlich gegliederte Satz sich entwickelt hätte; ebenso könnte jener umgekehrt grammatisch als eine Verkümmerung und Rückbildung betrachtet werden, deren Motive theils in dem Zurücktreten der Phantasie, theils in dem Streben nach Kürze und in der Bequemlichkeit liegen, die sich erspart auszusprechen, was zum Verständniss entbehrlich ist.

4. Weit wichtiger als solche hypothetische Constructionen einer Entwicklung, die wir nicht beobachten können, ist die Analyse der Vorgänge, die thatsächlich unserem Sprechen in der entwickelten Sprache zu Grunde liegen; und das Erste, was wir uns hier klar zu machen haben, ist die Function der Wörter überhaupt.

Damit ein Wort zur Bezeichnung einer eben gegenwärtigen Vorstellung verwendet und von dem Hörenden verstanden werden kann, ist nothwendig, dass seine Bedeutung sowohl dem Sprechenden als dem Hörenden bekannt sei; und das setzt voraus, dass er, unabhängig von der gegenwärtigen Anschauung, einen schon früher gewonnenen und erinnerbaren Vorstellungsinhalt besitze, dessen Zeichen durch eine feste Association das Wort geworden ist. Das gilt — um bei den Wörtern von anschaulicher Bedeutung stehen zu bleiben — von Eigennamen so gut wie von Appellativen, von Substantiven so gut wie von Adjectiven und Verben. Um das Wort „Mensch“ oder „roth“ gebrauchen zu können, muss mir aus früherer Wahrnehmung das Bild der menschlichen Gestalt, die Erinnerung des Eindruckes der rothen Farbe gegenwärtig sein; diese innere Vorstellung ist zunächst unmittelbar mit dem Worte verbunden, und wird durch dasselbe in dem Hörenden wachgerufen. Ebenso knüpft sich an einen Eigennamen, dessen Bedeutung sowohl der Sprechende als der Hörende kennt, eine aus früherer Bekanntschaft, aus Bildern oder aus Mittheilung Anderer stammende Vorstellung einer einzelnen Person, eines einzelnen Berges, einer Stadt u. s. w., eine Vorstellung, die ich mit dem Bewusstsein festhalte, dass ihr Object von allen

anderen gleichartigen Objecten unterschieden sei; was der Eigenname zunächst und unmittelbar repräsentirt, ist diese in der Erinnerung lebendige Vorstellung seines Trägers.

So wie diese Wortbedeutungen in unserer Erinnerung haften, sind sie aus ihren ursprünglichen Verbindungen losgelöst; das Wort „roth" setzt voraus, dass ich die Eigenschaft der rothen Farbe in Gedanken von den verschiedenen rothen Körpern, an denen ich sie wahrgenommen, getrennt habe; das Wort „fliegen" setzt voraus, dass ich diese bestimmte Bewegungsart unterschieden habe von den einzelnen fliegenden Thieren; obgleich, was ich fliegen sah, immer ein Vogel oder Käfer oder Schmetterling war, und es sich von selbst versteht, dass „fliegen" ein fliegendes Ding voraussetzt, beweist doch das Wort selbst, dass ich das Bild des fliegenden Vogels in die Gestalt, die ich mir auch sitzend vorstellen kann, und die Art seiner Bewegung zerlegt habe, und die letztere für sich festhalten kann, ohne gerade ein bestimmtes Ding, das fliegt, hinzuzudenken. Das Bild eines bekannten Menschen hat sich mir ebenso von seinen Umgebungen, von den verschiedenen Oertern, an denen ich ihn gesehen, und von seinen bestimmten Stellungen, ob er stand, oder sass, oder ging, soweit losgelöst, dass ich nur die bleibenden Züge seiner Gestalt und seiner Gesichtsbildung fest behalten habe, obgleich ich, wenn ich mir ihn lebhaft vorstelle, ihn in irgend einer Stellung vorstellen muss; aber diese gehört nicht unauflöslich zur Bedeutung seines Namens.

So repräsentiren die Wörter der Sprache eine Zahl von getrennten und relativ selbstständigen Vorstellungselementen; nicht nur die räumliche und zeitliche Ordnung der wirklichen Welt erscheint darin aufgelöst, wie ein Mosaik in seine einzelnen Steine zerlegt, sondern auch die viel innigere Verbindung der einzelnen Dinge mit ihren Eigenschaften, Zuständen und Thätigkeiten; auch als einzelne, individuelle werden die wenigsten Anschauungen behalten, sondern nur ein gemeinsames Bild bleibt von der Menge gleichartiger Objecte zurück;

die zahllosen Schafe oder Tannen, die ich schon gesehen, sind, da mich ihre Unterschiede nicht interessirt haben, durch ein einziges wenn auch verschiebbares Bild und durch dasselbe Wort von allgemeiner Bedeutung in meinem Gedächtnisse vertreten. Es ist wie wenn der Satz eines Buches auseinandergebrochen wird, und die gleichen Lettern zusammen in ein Fach gelegt nur durch die Etikette des Faches vertreten werden.

Diese selbstverständlichen Sätze ist darum nicht ganz überflüssig hervorzuheben, weil doch zuweilen ihre Consequenzen übersehen werden, wenn es sich um die Deutung einer Aussage handelt.

Es geht zunächst daraus hervor, dass mit einem einzelnen Worte für sich, ohne eine ausgesprochene oder von dem Hörenden aus den gegebenen Umständen hinzugefügte Ergänzung schlechterdings nichts Neues mitgetheilt werden kann. Denn das einzelne Wort für sich kann in dem Hörer eben nur eine der Vorstellungen wach rufen, die er von früher her hat, ohne alle Beziehung; er lernt daraus nichts, als dass ich jetzt an das durch das Wort bezeichnete denke, vielleicht ganz zufällig oder willkürlich, und ist aufgefordert, sich nun dasselbe zu vergegenwärtigen; aber er gewinnt nichts, was er nicht schon hätte, und in welche für ihn wichtige Beziehung er nun diese Vorstellung setzen soll, muss ihm völlig dunkel bleiben. Wenn Uhland ein Gedicht beginnt: Saatengrün, Veilchenduft, Lerchenwirbel, Amselschlag, Sonnenregen, linde Luft — so erwecken diese Wörter wohl Bilder in dem Hörer, und vermögen etwa die damit verbundenen angenehmen Gefühle zu beleben; aber wozu er sich das vorstellen soll, sagt erst die Folge. Und wer ein ganzes Wörterbuch durchläse, dem würde damit schlechterdings nichts geboten als die Aufforderung in buntem Wechsel sich alles Mögliche vorzustellen, was er schon kennt.

Es ist insbesondere unmöglich, durch ein eine einzelne Vorstellung ausdrückendes Wort ohne alle weitere Beziehung

auch nur die einfachste Thatsache mitzutheilen; wer erführe etwas, wenn ich ohne alles errathbare Motiv sagte: Gewitter — Sonnenfinsterniss — Krieg — fallen — reiten u. s. f.?

Es hat also seinen guten Grund, dass die menschliche Rede sich nicht in isolirten Wörtern bewegen kann, vielmehr das Aussprechen von Wörtern nur einen Sinn hat, wenn dadurch irgend eine, in dem einzelnen Worte für sich noch nicht enthaltene Beziehung seines Inhalts zu andern Bewusstseins-Objecten gestiftet, und der Hörende aufgefordert wird, diese Beziehung auch für sich herzustellen.

Kein Zweifel dass, zumal in der ungebundenen mündlichen Rede, auch durch einzelne Wörter vielfach ein anderer Erfolg, als der der blossen Reproduction einer Vorstellung erreicht wird; aber nur unter der Bedingung, dass der Angeredete die nicht ausgesprochene Beziehung ergänzt. Wenn ich rufe: „Hans“, so will ich ihn aufmerksam machen; er ergänzt, dass ich etwas von ihm will, aus der Thatsache des Rufens selbst; wenn ich commandire: halt! vorwärts! vorfahren! so weiss der Angeredete, dass er etwas thun soll; die Worte: prachtvoll, abscheulich, traurig, Schade, mit denen ich einen Anblick oder eine Erzählung begleite, beurtheilen das Gesehene oder Berichtete; „sehr verbunden“ meint ebenso unzweifelhaft mich, als das Wort Schurke oder Commediante von dem Angeredeten auf das richtige Subject bezogen wird.

Wo aber diese Ergänzung des ausgesprochenen Wortes unsicher und nicht durch die Situation selbst angezeigt ist, da muss auch sie sprachlich bezeichnet werden, und daraus ergibt sich, dass die menschliche Rede, um etwas zu sagen und ihren Zweck zu erreichen, in der Regel durch die Wörter selbst die geforderte Beziehung zweier oder mehrerer Bewusstseins-Elemente herstellen, und also mindestens zweigliedrig sein muss.

5. Von den mannigfaltigen Verwendungen der Sprache greifen wir nun zunächst diejenige heraus, welche für die uns beschäftigende Frage zunächst liegt — den Ausdruck irgend

einer gegebenen Wahrnehmung in der Sprache; und wiederum zuerst den einfachsten Fall: wenn nämlich das Wahrgenommene für uns sich als ein einheitliches Ding darstellt, das wir als ein bekanntes erkennen und als solches bezeichnen. Dies ist Karl -- das ist ein Hund — das ist Salz — setzt voraus, dass ich die Uebereinstimmung des Gesehenen mit der Vorstellung der bekannten Objecte, die ich durch Karl, Hund, Salz bezeichne, erkannt habe, und das Bewusstsein dieser Uebereinstimmung ist es zunächst, was sich in meinem Satze ausdrückt; das „ist" desselben bedeutet direct nur diese Uebereinstimmung; ich brauche es ja ebenso, wenn ich nur ein Bild erkenne — das ist der Kaiser, das ist der Kölner Dom. Wenn ich einen solchen Satz nicht bloss, wie es häufig geschieht, für mich, sondern zum Zwecke der Mittheilung ausspreche, so setze ich in der Regel voraus, dass der Angeredete das gegenwärtige Ding, auf das ich ihn durch das Demonstrativ und die begleitende Geberde hinweise, schon sieht, aber es nicht bestimmt erkennt, — etwa wegen Kurzsichtigkeit, oder weil ihm die Anschauung nicht geläufig ist, oder weil er in Gefahr ist, ähnlich Aussehendes zu verwechseln. (Will ich dagegen die Aufmerksamkeit meines Zuhörers erst auf den Gegenstand lenken, den ich entdeckt habe, und den er selbst noch nicht sieht, dann werde ich nur auf den Ort hinweisen, an dem er die entsprechende Wahrnehmung machen kann — da sind Erdbeeren, was ich ebensogut mit einem Imperativ thun könnte — Sieh da, voilà, look here —; für mich habe ich zunächst ebenso das Gesehene als Erdbeeren erkannt; ich sage, dass ein dem Wort entsprechender Gegenstand an diesem Orte wahrgenommen wird; in dem Hörenden wird zuerst die Vorstellung erweckt, und dann ihm die entsprechende Anschauung gewiesen — wie ich auch dem Suchenden, der das Bild des Gesuchten in sich hat, aber keine Wahrnehmung dazu findet, sage: da ist dein Schlüssel etc. Auch hier hat der Redende in erster Linie die Synthese des Gesehenen mit der durch das Wort bezeichneten Vorstellung vollzogen; der

Hörende vollzieht sie in umgekehrter Richtung, er erkennt das zunächst bloss Vorgestellte als congruent mit einer gegenwärtigen Anschauung).

Dieser Process, durch den ich das Einzelne als übereinstimmend mit einem bekannten Bilde erkenne und mit dem entsprechenden Worte bezeichne, ist überall vor sich gegangen, wo ich beschreibend oder erzählend meine Wahrnehmungen in Worte fasse; es macht keinen wesentlichen Unterschied, ob das verwendete Wort ein Eigenname oder ein Appellativum ist; das ist der Hohenzollern — identificirt ebenso den gesehenen Berg mit der schon aus Anschauung oder Bild oder Beschreibung bekannten Vorstellung. Um eine wahrgenommene Farbe als roth, eine wahrgenommene Bewegung als fallen zu bezeichnen, muss ich ebenso in der einzelnen Wahrnehmung die bekannte Vorstellung wiedererkannt haben. In jeder Verwendung eines Wortes also zur Beschreibung oder Erzählung liegt diese Synthese eines sinnlich gegenwärtigen oder erinnerten Einzelnen mit einer schon bekannten Vorstellung; es ist die einfachste Art des Urtheils, welche vermittelst der bekannten Bedeutung der Wörter sagt, was ich wahrnehme. Dabei lässt die sinnliche Lebhaftigkeit vieler Erinnerungsbilder und die Raschheit, mit der das Gegenwärtige erkannt wird, uns häufig den Unterschied der gegenwärtigen Anschauung und der bloss erinnerten Vorstellung nicht zum Bewusstsein kommen; begegne ich einem Bekannten auf der Strasse, so glaube ich in der That nur ein Bild vor mir zu haben; in Wirklichkeit ist aber das Erkennen nur möglich, wenn der gegenwärtige Anblick auf ein Erinnerungsbild trifft, und seine Uebereinstimmung mit diesem percipirt wird.

Ich habe in meiner Logik § 9 die Urtheile, in denen diese Coincidenz eines Gegenwärtigen mit einer früheren Vorstellung sich ausspricht, als Benennungsurtheile bezeichnet, um eben auszudrücken, dass sie überall da stattfinden, wo ein Wort der Sprache zur Bezeichnung eines anschaulichen Gegenstandes verwendet wird, und um die logischen Kunstausdrücke

Identificirung und Subsumtion zu vermeiden, die beide zu eng sind, deren ersterer überdem zweideutig ist, sofern er bald die reale Identität des einzelnen Dings, bald die logische Identität des Vorstellungsinhaltes meint. Solche Benennungsurtheile vollzieht das Kind, wenn es mit dem Finger auf Personen und Dinge oder Bilder weisend ihre Namen nennt; solche Benennungsurtheile sind auch da vorhanden, wo in der Lebhaftigkeit oder in Folge von Ueberraschung das gemeinte wahrgenommene Object nicht einmal durch ein Demonstrativ oder eine Geberde bezeichnet wird — der Mond — der Rhein — der Storch — ein Schuss u. s. w. Die Benennungsurtheile werden zum grossen Theile stillschweigend vollzogen und treten nur in ihrem Resultate, der sprachlichen Bezeichnung des Subjects auf, von dem eine weitere Aussage gemacht wird. Sage ich: der Mond geht auf, so muss ich zuerst die Scheibe am Horizont als das erkannt haben, was ich mit Mond zu bezeichnen gewöhnt bin, und was sich jeder bei dem Worte Mond vorstellt; ausdrücklich erst zu sagen: das ist der Mond, er geht auf, wäre meist völlig überflüssig, da ihn jeder kennt, aber ich muss dieses Urtheil vollzogen haben, ehe ich vom Aufgehen des Mondes reden kann[1]).

Diejenigen Sätze, welche auf Grund einer Wahrnehmung von einem Dinge eine Eigenschaft oder Thätigkeit aussagen, sind nicht so einfacher Natur; denn sie setzen eine Analyse des der Anschauung unmittelbar Gegebenen in unterscheidbare Bestandtheile voraus, eine Analyse, die in jedem einzelnen Falle wiederholen muss, was die Sprache durch die Unterscheidung von Substantiv, Adjectiv und Verb vorgezeichnet hat. Achten wir auf den Process, der vor sich geht, wenn wir sagen, dass dieses Blatt gelb ist und der Vogel dort auffliegt: so haben wir vor unserer Anschauung zunächst ein un-

---

1) Diese von der Wortbezeichnung vorausgesetzten Urtheile nennt Paul passend Hülfsurtheile; Princ. der Sprachgeschichte, 2. Aufl. S. 106.

geschiedenes Ganzes, das gelbe Blatt, den auffliegenden Vogel; das Blatt ist uns eben in seiner gelben Farbe, der Vogel in seiner Bewegung sichtbar. Dieses Ganze zerlegen wir mit Hülfe früher gewonnener Anschauungen in einzelne Elemente; dass das Gesehene ein Blatt ist, erkennen wir an seiner Form, dem Stiel, den Rippen u. s. w.; sonst war wohl diese Form mit grüner Farbe bekleidet, heute ist dasselbe Blatt gelb — die Farbe lösen wir also von dem ganzen Complex in Gedanken los, und durch die Wiedervereinigung dieses Elements mit den übrigen, welche durch das Wort Blatt bezeichnet sind, drücken wir die gesammte einheitliche Anschauung aus. Im anderen Falle haben wir eine im Raum sich bewegende Gestalt, die wir in continuirlicher Anschauung verfolgen; auch jetzt erkennen wir trotz dem Wechsel die bekannten Züge der Vogelgestalt und unterscheiden von ihr die Fortbewegung im Raume durch den Flügelschlag; indem wir den letzteren Bestandtheil als Prädicat mit dem ersteren verbinden, haben wir unsere Anschauung für jeden verständlich beschrieben, der die Wörter Vogel und Fliegen versteht und sie in eine Anschauung zu übersetzen vermag, sowie den nicht weiter auszudrückenden Sinn, in dem das Fliegen dem Vogel zugeschrieben wird, aus früherer Anschauung sich zu vergegenwärtigen weiss; er ist aufgefordert, sich die Gestalt eines Vogels im Fluge — nicht sitzend oder liegend — vorzustellen oder in dem gezeigten Object diese Elemente seinerseits zu erkennen.

In solchen Aussagen ist also einmal die bloss benennende Synthese enthalten, durch die ich die gesehene Gestalt als Vogel, die gesehene Bewegung als fliegen bezeichne, indem ich in meiner Wahrnehmung diese bekannten Vorstellungen wieder finde; zum zweiten aber eine Synthese ganz verschiedener Art, nämlich diejenige, welche die Einheit eines Dinges mit seiner Thätigkeit oder Eigenschaft zur Grundlage hat [1]).

---

1) Die überlieferte logische Theorie des Urtheils hat die eigenthüm-

6. Am leichtesten geht die letztere Synthese vor sich, wo wir es mit bestimmt abgegrenzten, von ihrer Umgebung scharf und klar sich abhebenden Erscheinungen zu thun haben, die wir mit Musse betrachten können; wo die Veränderungen langsam genug vor sich gehen, um uns Zeit zu lassen, das in der Veränderung Beharrliche aufzufassen und von dem Wechsel zu unterscheiden, besonders da, wo derselbe Sinn uns die Vorstellung des Dinges wie seiner Eigenschaften oder Thätigkeiten gibt, vor allem also im Gebiete des Sehens. Was unser Sehfeld erfüllt, sind überwiegend ruhende Objecte von bestimmter Form und Farbe; Ding und Eigenschaft gelangen auf demselben Wege zu unserem Bewusstsein, wir können die Form, an der wir zunächst die Dinge unterscheiden und bestimmt erkennen, gar nicht ohne die Farbe und umgekehrt anschauen. Wo dann vor unseren Augen eine Veränderung eintritt, da haben wir vorher Zeit gehabt, das ruhende Ding zu beobachten; erst sahen wir den Vogel sitzen, jetzt sehen wir ihn die Flügel ausbreiten und auffliegen — der Gegenstand war fixirt, ehe er in Bewegung überging.

Anders, wo unter ungünstigen Bedingungen gesehen wird. Wenn in weiter Ferne ein roth glänzender Punkt erscheint, so habe ich zunächst nur die Lichterscheinung; dass es irgend etwas ist, was leuchtet und glänzt, versteht sich nach sonstiger Analogie von selbst; ob es aber ein die Abendsonne spiegelndes Fenster oder ob es ein Feuer ist, vermag ich nicht zu erkennen. Das Ding, das glänzt, bleibt also nach seinen sonstigen Eigenschaften unbestimmt, ich kann nur sagen: dort

liche Bedeutung der letzteren Synthese meist übersehen und in allen Aussagen blosse Subsumtion des Subjects unter einen allgemeinen Prädicatsbegriff gefunden; der Vogel fliegt sollte heissen: ist ein fliegendes, gehört zu der Gattung des Fliegenden. Umgekehrt ist die Grammatik geneigt, aus der Beobachtung der Mehrzahl der wirklichen Aussagen vorzugsweise die Synthese zwischen Ding und Eigenschaft oder Thätigkeit hervorzuheben und die immer zugleich vorhandene benennende Synthese zu übersehen.

glänzt etwas. Ebenso, wenn vor den seitlichen Theilen des Sehfeldes ein kleiner Gegenstand rasch vorübergeht, nehme ich wohl den schattenhaften Eindruck wahr und weiss, ob die Bewegung in senkrechter oder wagrechter Richtung, in der Höhe meines Auges oder am Boden hinging; wende ich rasch genug den Blick auf das Bewegte, so erhasche ich mit demselben vielleicht noch das Blatt, das fällt, den Käfer, der vorbeifliegt, die Maus, die über den Boden hinhuscht; gelingt das nicht, so kann ich wiederum nur sagen: da ist etwas gefallen, vorbeigeflogen, am Boden hin gefahren. Das Erste in meiner Wahrnehmung war jetzt dasjenige, was seinen Ausdruck durch das Verb findet, die erste Synthese, die vollzogen wurde, die Benennung des Wahrgenommenen durch das Wort glänzen, fallen, fliegen u. s. w.; aber nach sonstiger Analogie fordert die Bewegung ein Ding, das sich bewegt, und dieses wird hinzugesucht; entweder wird es nachträglich gefunden, dann kann ein bestimmtes Subject genannt werden, oder nicht, dann bleibt das Subject unbestimmbar und kann nur durch „etwas“ bezeichnet werden.

Die logische Gewohnheit, in der Betrachtung des Urtheils immer das substantivische Subject voranzustellen, hat oft übersehen lassen, dass im lebendigen Verlaufe unseres in der Wahrnehmung sich bewegenden Denkens der dem adjectivischen oder verbalen Prädicat entsprechende Theil der Erscheinung häufig das erste ist, was zum Bewusstsein gelangt und bestimmt benannt werden kann, und dass erst durch einen zweiten Act die Synthese desselben mit dem zugehörigen Ding sich vollzieht, das dann seine Benennung durch ein Substantiv findet. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint die Gewohnheit z. B. des Hebräischen, das Prädicat voranzustellen, als ganz richtiger Ausdruck eines in sinnlicher Wahrnehmung sich bewegenden Denkens; und zugleich zeigt sich auch die Flexionsform der dritten Person in anderen Sprachen deutlich in ihrem ursprünglichen demonstrativen Sinn; was zunächst ausgesagt wird, ist, dass ein Glänzen oder Leuchten da, an diesem wahr-

genommen wird; erst nachträglich wird das zuerst bloss demonstrativ Bezeichnete genannt, das Substantiv ist die nähere interpretirende Bestimmung des in der Flexionsendung nur angedeuteten Dinges. Die deutsche Gewohnheit, dem den Satz beginnenden Verb ein „es“ als Vorbote des Subjects vorauszuschicken — es lächelt der See, es donnern die Höhen — geht aus demselben Motiv hervor. Logik und Grammatik haben aber mit Recht sich gewöhnt, überall das Ding als Subject zu betrachten, weil es objectiv als Grund der Eigenschaft und Thätigkeit erscheint, obgleich die Frage nicht müssig ist, ob nicht strenggenommen das zuerst im Bewusstsein Gegenwärtige als Subject, das ergänzend Hinzutretende als Prädicat genommen werden müsste: leuchten — Feuer = das Leuchtende ist ein Feuer.

Dieser Fortgang von der Thätigkeit, die zuerst wahrgenommen wird, zum Thätigen ist besonders dann deutlich, wenn verschiedene Sinne zusammenwirken. Die Vorstellungen der uns bekannten Dinge haben zu ihrem eigentlichen Kern Gesichtsbilder, mit denen Tasteindrücke verknüpft sind; für den Blinden sind es nur Tastbilder. Wenn ich einen Laut höre, vermag dieser rein für sich gar keine weitere Vorstellung zu erwecken. Erst auf Grund der Erfahrung, die mich belehrt hat, dass und wie bestimmte Laute von bestimmten sichtbaren und tastbaren Dingen hervorgebracht werden, Klänge von Glocken, Gebell von Hunden u. s. f., haben sich die Vorstellungen dieser Dinge mit den gehörten Lauten verknüpft.

Und nun tritt wieder ein Doppeltes ein: das eine Mal sehe ich den Hammer, der die Glocke anschlägt, den Menschen, der den Mund öffnet, den Geiger, der den Bogen ansetzt, und höre darauf den Klang, die Stimme, den Ton; die Anschauung des tönenden Dinges geht voran, und das Tönen wird sofort als von ihm ausgehend, als seine Thätigkeit erkannt. Das andere Mal habe ich zunächst nur die Gehörempfindung, die von einer nicht gesehenen Quelle herkommt, und nun bin ich aufgefordert, nach früheren Associationen das tönende Ding hin-

zuzudenken. Für eine grosse Reihe von Lauten ist diese Verknüpfung vollkommen fest und unzweideutig; wenn wir sprechen hören, wissen wir nicht nur, dass die Laute von Menschen kommen, sondern oft auch, von welchem Einzelnen; wir kennen das Bellen des Hundes, das Wiehern des Pferdes, das Rasseln der Wagen auf dem Pflaster; vermöge dieser festen Associationen denken wir sofort zu dem Laute das unbestimmte Bild des ihn erzeugenden Dinges hinzu, und zu dem Worte, das den Laut benennt, tritt das Subjectswort, das seinen Erzeuger bezeichnet — ein Hund bellt u. s. f. —; das Natürliche wäre auch jetzt die Voranstellung des Verbums: es bellt ein Hund.

Bei andern Gehörempfindungen aber ist die Association weniger sicher; ein Rauschen, das ich im Walde höre, kann von den Blättern kommen, die der Wind bewegt, aber auch von einem nahen Wasserfall, ein Rascheln im Laube von einem Vogel, einer Eidechse, einer Schlange. In solchen Fällen ist das eine Element der Aussage, das in der blossen Benennung der Eigenthümlichkeit des gegenwärtigen Schalles — Rauschen, Pfeifen u. s. w. — besteht, sicher, was wir aber als Ding hinzudenken sollen, ist zweifelhaft; bei ungewohnten Lauten können wir die Beziehung auf ein seiner Art nach bekanntes Ding nicht einmal so ausführen, dass wir nur zwischen wenigen Möglichkeiten schwankten; wollen wir es doch in der Sprache ausdrücken, so kann es wiederum nur durch ein ganz unbestimmtes „Etwas" geschehen, das eben andeutet, dass ein bestimmtes Ding zwar vorausgesetzt, seine nähere Beschaffenheit aber uns unbekannt ist.

Analog steht es mit den Geruchsempfindungen; wir nehmen meist zuerst nur den Geruch wahr, aber wovon er ausgeht, müssen wir suchen.

7. Man könnte nun geneigt sein, die unpersönlichen Wendungen „es rauscht, es donnert" u. s. w. so zu deuten, dass das Pronomen es, oder das in der blossen Flexionsform tonat ebenso unzweifelhaft angedeutete Subject, welches von dem

Pronomen der modernen Sprachen im Grunde überflüssiger Weise wiederholt wird, eben den Gedanken dieser zwar vorausgesetzten, aber unbekannten und nicht in ihrer Besonderheit angebbaren Ursache bezeichne, also gleichbedeutend sei mit „Etwas". Darauf scheint J. Grimm (Wörterbuch III, 1112) hinzuweisen, wenn er sagt, die Sprache bediene sich des dem Neutrum überhaupt eingepflanzten Begriffs der Unbestimmtheit, um das nur Andeutbare, Unbekannte oder Geheime zu bezeichnen; S. 1107 nimmt er „es" und „was" oder „etwas" gleichbedeutend, S. 1108 sagt er, dem „es" einzelner Beispiele liege ein „ich weiss nicht was" unter.

Dass nun dem Neutrum des Pronomens, gegenüber dem Masculinum und Femininum, eine gewisse Unbestimmtheit zukommt, ist unzweifelhaft; dass es aber darum geeignet sein soll, das Unbekannte als solches zu bezeichnen, will sich mit dem sonstigen Gebrauch dieser Personalpronomina, auch des Neutrums „es", nicht reimen. In dem gewöhnlichen Sprachgebrauch meint, so gut wie „er" und „sie", auch „es" etwas bekanntes; unbestimmt ist es, so gut wie „das" und „dieses", seiner Wortbedeutung nach, weil es auf alles Mögliche angewendet werden kann; bei der Anwendung auf den einzelnen Fall aber pflegt man damit etwas zu meinen, was nicht unbestimmt, noch unbekannt, meistens sogar vollkommen bekannt und bestimmt ist. In der Regel beziehen sich ja im Zusammenhang der Rede diese Pronomina auf ein vorher genanntes Substantiv; und wo das nicht der Fall ist, da ist ihre Beziehung durch die ganze Situation gegeben und dem Hörenden verständlich. Wenn der Schuljunge in das unruhige Classenzimmer hereinruft „er kommt", so ist natürlich der Lehrer gemeint; der auf dem Bahnhof Wartende meint den Zug; „es schläft", sagt die Wärterin vom Kind, „es brennt", wer nach dem Feuer im Ofen sieht.

Ist in den letzten Beispielen das Neutrum durch das Genus des Wortes für das gemeinte Subject bestimmt, so findet es seine Anwendung auch da, wo das bezeichnende

Wort nicht gleich gegenwärtig ist und der Redende sich mit dem allgemeinsten Ausdruck begnügt [1]); ferner da, wo nicht ein im strengen Sinn Einzelnes, ein durch ein einziges concretes Substantiv ausdrückbares Ding gemeint ist, sondern eine unanalysirte Gesammtvorstellung, die in Worten ausführlich zu beschreiben umständlich, aber auch überflüssig wäre; oder da, wo Gründe vorhanden sind, die Nennung des Gemeinten zu unterlassen, Rücksichten der Schicklichkeit oder abergläubische Scheu. Das zeigt sich zunächst in den zahlreichen Fällen, in denen ein solches „es" im Accusativ erscheint. Lass es jetzt gut sein, Seni — hast Du's so eilig? — wie fang ich's an — ich seh es kommen — begreif's wer's kann — überall meint „es" etwas Bestimmtes, was aus der Situation verständlich ist, das Beobachten, die Ausführung des Vorhabens, das eben Erwartete oder Erzählte. Beispiele, wo „es", in obscönem Sinne gebraucht, ebenso etwas Bekanntes und vom Hörer leicht zu errathendes meint, möge man bei Grimm nachsehen. Ebenso steht aber auch der Nominativ: es geht nicht — meint den Versuch, den ich eben mache, oder das Ansinnen, das ein anderer an mich stellt; wird's bald — soll's losgehn — auf dem Regensburger Fürstentage da brach es auf — deutet auf das Geplante, Vorbereitete, Erwartete, das nicht ausführlich genannt zu werden braucht. Wo Geister- und Gespensterglaube lebendig ist, und zu jedem unheimlichen Geräusch in der Nacht die Phantasie eines ihrer Gebilde bereit hat, da meint wiederum „es geht um, es klopft, es schlägt die Thüren zu" ein bestimmtes Subject, die einzelne Ursache des gegenwärtigen Spucks; erst abgeleitet ist die Verwendung solcher Ausdrücke, wo nicht eine gegenwärtige Wahrnehmung

1) Analog ist die Verwendung von „Ding", wo man zu bequem ist, das bestimmte Wort zu gebrauchen oder dieses nicht gleich gegenwärtig hat; wo ist das Ding zu dem Ding? ist keine unmögliche, unter Umständen sogar eine leicht verständliche Frage; es wird damit aber etwas ganz Bestimmtes gemeint, nur ganz unbestimmt bezeichnet. Etwas ist „ein Ding"; es ist „das Ding".

bezeichnet, sondern allgemein gesagt werden soll, dass es an einem Orte nicht geheuer ist. Wenn ich am Ufer stehend einen Gegenstand auf den Wellen schaukeln sehe, den ich nicht erkenne, und sage: jetzt ist's verschwunden — jetzt taucht's wieder auf, so weiss ich freilich nicht, was dort schwimmt; aber mein „es" meint doch darum nichts Unbekanntes und Unbestimmtes, sondern dieses Einzelne, Gesehene [1]).

8. Diese gewöhnliche Verwendung des Pronomens muss die Frage nahe legen, ob es nicht auch in solchen Wendungen,

---

1) Das „unbestimmte" Pronomen erscheint besonders da, wo ein ganz bestimmtes Subject vorhanden ist und angegeben werden könnte, wo aber die rasche Folge der Vorgänge eben dadurch treffend ausgedrückt wird, dass der Erzähler sich selbst nicht Zeit lässt, das Subject bestimmt zu nennen, oder wo er den Hörer dasselbe errathen lassen will. Miklosich hat mit vollem Recht darauf hingewiesen, dass Schiller's Taucher eine wahre Mustersammlung von sogenannten Impersonalien ist; es sind verschiedene Motive, welche diese Redeform wirksam machen. „Da hebet sich's schwanenweiss, und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloss" — malt höchst treffend die Reihenfolge der Wahrnehmungen, die sich dem erwartungsvollen Blicke der Zuschauer bieten — erst das Weisse dort, das sich aus dem finster fluthenden Schoss hebt — dann erst wird es als Arm und Nacken erkannt („es" ist das gesehene Weisse; „etwas" würde bereits die Reflexion voraussetzen, was es ist). Da kroch's heran — zeichnet die Verwirrung des Schreckens, welche die genaue Auffassung dessen, was herankriecht, hindert, eben nur die drohende Bewegung des Ungethüms sehen lässt. Die kühnste Verwendung aber, die man wohl in irgend einer Sprache finden kann, ist am Schluss: da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick — „etwas" wäre hier schlechthin unmöglich; wer den liebenden Blick gesehen, muss auch die Gestalt erkannt haben, aber sie soll errathen werden, darum wird nur die Handlung genannt und die Person so leise als möglich angedeutet; aber „es" meint ein bestimmtes, kein unbestimmtes Subject. Verwandt ist die Verwendung des „Es" in Räthseln; wer das Räthsel aufgibt, hat das bestimmte Subject und bezeichnet es als ein solches, das ihm bekannt ist; würde er „etwas" sagen, so würde er sich auf den Standpunkt des Hörenden stellen, der noch nicht weiss, was es ist.

die wir vielleicht zuerst als impersonale anzusehen geneigt sind, doch dieselbe Function hat, ein bekanntes und an sich bestimmtes Subject anzudeuten, das ausführlich zu nennen wir uns nur nicht die Mühe nehmen. Wenn ich dem aus dem Hause Tretenden sage: gib acht, es ist glatt, so ist natürlich der Boden glatt, auf dem er zu gehen hat; er denkt die Glätte an dieser Oberfläche, nicht etwa an den Häusern oder Bäumen; ebenso sage ich: draussen ist's nass, schmutzig, staubig; die unbegrenzte Ausdehnung des Weges, von dem das Prädicat gilt, erschwert das Subject bestimmt zu nennen, andrerseits versteht sich von selbst, dass dieser gemeint ist, dessen Zustand mich allein interessirt. Hier ist's tief, dort seicht, meint das Wasser; es ist noch weit — den Weg, es ist steil — den Hang; um die Linde war es voll — den Raum. Aus einer Gesellschaft kommend erzähle ich: es war unterhaltend, es war langweilig, nämlich der ganze Verlauf, den ich gar nicht in seine einzelnen nennbaren Bestandtheile auflösen kann, machte mir diesen Eindruck; von der Reise berichte ich: In A war's schön, im Gasthofe B gut, in C schmutzig, in D theuer u. s. f. — immer mit „es" eine unanalysirte Menge von Objecten oder Eindrücken bezeichnend, denen zusammen das Prädicat zukommt. Die Beispiele liessen sich in's Endlose häufen, in denen, zumal in der bequemen Umgangssprache, ein solches „es" einen ganzen Complex von Dingen oder Vorgängen vertritt, den der Redende meint und der Hörende aus dem Zusammenhange leicht erräth; wo es also wirkliches Pronomen ist, und ein im Nothfalle angebbares Subject bezeichnet. Dann liegt nicht eine im strengen Sinne impersonale Wendung vor; denn eine solche können wir nur da annehmen, wo selbst die Frage nach dem bestimmten Dingsubject, dem das Prädicat zukommt, keinen Sinn hat, das Pronomen also auch nicht die unbestimmte Vorstellung eines solchen meinen kann.

Ich glaube auch, dass die Ausdrücke: es ist kalt, kühl, warm, heiss u. s. f. noch nicht nothwendig als ächte und eigentliche Impersonalien betrachtet werden müssen. Kalt und

heiss sind häufig Prädicate einzelner Dinge, deren Temperatur von ihrer Umgebung verschieden ist; mit der Temperaturempfindung ist dann eine bestimmte Tastempfindung eines Körpers gegeben, der einen bestimmten Theil unserer Haut afficirt, und diese gibt das bestimmte Subject, dessen Eigenschaft die Kälte oder Wärme ist. Tritt eine Temperaturempfindung ohne gleichzeitige deutliche Berührungsempfindung ein, so habe ich zunächst nur die Empfindung der Kälte oder Wärme für sich ohne weitere Beziehung im Bewusstsein; und von hier aus kann ein doppelter Weg eingeschlagen werden: entweder beziehe ich sie auf mich selbst als meinen Zustand: mir ist warm, heiss (vergleiche j'ai froid) — ein ächtes Impersonale; oder ich beziehe sie, wie bei der Berührung eines bestimmten Körpers, auf etwas Objectives als dessen Eigenschaft; dieses Objective kann, da sich nichts Einzelnes aussondert, nur die gesammte Umgebung, zunächst die Luft, der Boden, alles was ich anfasse, sein; gerade weil nichts einzelnes kalt ist, genügt die unbestimmte Andeutung, dass die Kälte oder Wärme nicht an mir, sondern ausser mir ist. Dasselbe „es ist kalt", meint das Wasser, wenn ich in's Bad steige; es ist so schwül, so dumpfig hier — meint die Luft, die als bestimmteres Subject genannt werden könnte. Aber allerdings tritt das Prädicat so in den Vordergrund, dass es auf dem Punkte ist, selbstständig zu werden, wie wir auch die Substantive Kälte und Wärme theils als eigentliche Abstracta gebrauchen, die einen Genitiv erfordern — die Kälte des Windes, die Wärme des Wassers — theils wie Concreta, als ob sie eine Art von Stoffen wären, die uns umgeben und uns entgegenkommen, oder wie selbstständige Mächte, die allerhand Wirkungen ausüben.

Es gefriert — es thaut, können wir nur aus Wahrnehmungen an bestimmten Objecten sagen — wir sahen auf dem nassen Boden Eis sich bilden, wir sahen die Eiszapfen tropfen, den Schnee schmelzen, den gefrorenen Boden feucht werden; was gefriert und was thaut ist also gar nicht zweifel-

haft, gerade damit aber, dass ich nichts Einzelnes nenne, wie „der See gefriert“, deute ich an, dass das Gefrieren oder Thauen in der ganzen Umgebung, in unbegrenzter Ausdehnung stattfindet. Dieselbe Bewandtniss hat es mit den Ausdrücken: es ist hell, dunkel, trübe u. s. w. Je nach der Situation meinen sie Verschiedenes, nämlich eben die jeweilige sichtbare Umgebung, die von Licht erfüllt oder ungenügend beleuchtet ist. Auf die Frage: was ist hell, was ist dunkel — müsste ich antworten: der ganze Raum, in dem ich eben bin, der Saal, der Keller, oder Himmel und Erde, wenn ich im Freien bin. Diese aus der Situation verständliche Gesammtheit dessen, was mir den Eindruck der Helligkeit oder Dunkelheit macht, und was ich nicht specificiren kann, ist das Subject, wovon ich hell oder dunkel aussage. Jedenfalls hat die Frage: was ist hell, was ist dunkel, noch einen Sinn, und eine Antwort darauf ist möglich. In vielen Fällen können wir auch das Gemeinte, wenn es bestimmter hervorgehoben und sozusagen specificirt werden soll, durch „alles“ bezeichnen: Dein Liebchen sitzt dadrinne, und alles wird ihr eng und trüb; im Hause ist's ruhig, oder ist alles ruhig; es blieb still — alles blieb still. „Es“ im Unterschiede von „alles“ vertritt ungefähr das, was Leibniz eine „c o n f u s e“, d. h. eine nicht in ihre unterscheidbaren Elemente aufgelöste Vorstellung nennt.

9. Aber wir sind doch schon auf einem Wege, auf welchem das zu unserem Prädicat hinzugedachte Ding oder der dazu gehörige Complex von Dingen mehr und mehr verblasst und in den Hintergrund tritt, und wir nähern uns mit diesen Beispielen der Grenze, jenseits welcher durch das Pronomen (resp. die Flexionsendung) kein irgendwie fassbares und vorstellbares Ding mehr ausgedrückt wird. Die Sprache, die einmal ihre Formen für die in der überwiegenden Zahl der Fälle anwendbaren und sie beherrschenden Kategorien gebildet und für das zunächst Wahrnehmbare Adjectiva und Verba bereit hat, bietet keine andere als die sonst gewohnte Construction derselben, die ein Subject voraussetzt, dessen Stelle

jetzt aber leer ist, dessen sprachliches Zeichen inhaltslose Form zu werden scheint. Die Vorstellung des Subjects ist nicht bloss confus, sondern dunkel. Denn wirklich gegenwärtig und für unsere Vorstellung lebendig ist dann nur der sinnliche Eindruck selbst, den das Adjectiv oder Verbum ausdrückt; als das logische Subject, dem wir die sprachliche Bezeichnung geben, bleibt nur noch die gegenwärtige Wahrnehmung, die Lichterscheinung, der Laut, der wahrnehmbare Vorgang als solcher übrig; was in unserem Bewusstsein ist, lässt sich entweder nicht mehr nach sonstiger Analogie in Eigenschaft und Ding, Thätigkeit und Ding zerlegen, oder, wenn wir auch das zugehörige Ding kennen, bleiben wir doch bei dem blossen Geschehen oder der zuständlichen Beschaffenheit stehen, uud beabsichtigen gar nicht, die Beziehung derselbeu auf ein Ding in unserer Aussage auszudrücken.

Die letzteren Fälle, für welche die Gehörwahrnehmungen die deutlichsten Beispiele geben, scheinen mir besonders lehrreich. Wenn ich auf dem Wege zum Bahnhof sage: Es läutet schon, es pfeift schon, so ist ja gar nicht zweifelhaft, was läutet, was pfeift; aber ich meine mit „es" weder den Bediensteten, noch die Glocke, oder die Dampfpfeife — sonst würde ich etwa sagen, er läutet, man pfeift — sondern ich meine nur das hörbare Signal als solches, und denke nur an seine Bedeutung und nicht an den der es gibt; aus dem Sinne meiner Aussage bleibt der Gedanke an das thätige Subject völlig weg, und das Pronomen kann keinenfalls dieses andeuten wollen. Ebenso unpersönlich wird ja der Infinitiv gebraucht: ich höre läuten, blasen, trommeln, schiessen, wobei Niemand denkt, dass der Küster, der Trompeter, der Kanonier zwar hinzugedacht, aber verschwiegen, und darum die Rede elliptisch sei. Wenn ich an einem fremden Hause vorbeigehend Klavierspiel höre, so erweckt die Eigenthümlichkeit der Töne vielleicht nur das ganz flüchtige Bewusstsein, dass es Klavier- und nicht Violintöne sind; geht meine Vorstellung weiter, so

wird mir deutlich höchstens das Bild der Claviatur und zweier Hände, die sie bearbeiten; das Weitere bleibt im Nebel der Unbestimmtheit; denn ob die Claviatur einem Tafelklavier oder Pianino, ob die zwei Hände einer männlichen oder weiblichen, alten oder jungen Person gehören, sagen die Töne nicht, ich kann das Bild nicht vollenden. Ich sage also nur: ich höre Klavierspielen, denn meine Einbildungskraft kommt über die Vorstellung des Lautes und der ihn erzeugenden Thätigkeit nicht hinaus zu dem Subjecte, das spielt, und die gewöhnliche Sprache richtet sich ja viel mehr nach dem, was das bildliche Vorstellen durch die gewohnten Associationen bietet, als nach dem, was allgemeine Gesetze des Denkens zur Ergänzung verlangen. Was ich also mit den Ausdrücken: ich höre läuten, trommeln u. s. w. wirklich sage, ist nur, dass ich das Gehörte als den Klang einer Glocke, einer Trommel erkenne; weiter reicht mein deutliches Vorstellen nicht. „Es läutet", sagt dasselbe, oder nach der Seite der Ursache vielleicht noch weniger; es kann bloss den gehörten Laut und seine Bedeutung meinen; ich kann, was ich dabei denke auch in die Worte fassen: das Gehörte ist das Zeichen zum Kirchgang, das Abfahrtssignal — hört ihr's wimmern hoch vom Thurm? das ist Sturm. Darum sagt auch „es schlägt" nicht genau dasselbe was „die Uhr schlägt".

Wenn an der Thür geklopft wird, so weiss ich sehr gut, dass Jemand eintreten will; will ich auf den Klopfenden hinweisen, so sage ich, „man klopft, Jemand klopft"; aber „es klopft" meint nur das gehörte Zeichen als solches; und „es" ist jetzt gewiss weit davon entfernt, „die unbestimmt vorgestellte Totalität des Seienden", den „allumfassenden Gedanken der Wirklichkeit" oder eine „geheimnissvolle unnennbare Macht" zu meinen [1]).

1) Ich bin mit SCHUPPE ganz einverstanden, wenn er a. a. O. S. 283 ff. die Vorstellung des concret Wirklichen als Subject, den Allgemeinbegriff des Wahrnehmungsinhalts als Prädicat annimmt, und S. 284 noch bestimmter sagt, das „es" meine nichts anderes, als die eben gemachte, also concrete,

10. Ist es unzweifelhaft, dass in solchen Wendungen nur das Gehörte, unter Abstraction von dem den Laut hervorbringenden Subject, den Gegenstand meiner Aussage bildet, so ist damit bewiesen, dass Zustände, Vorgänge, die als solche einen sinnlichen Eindruck machen, nicht nothwendig ausdrücklich auf ein Ding bezogen werden müssen, sondern für sich Gegenstand einer Aussage werden können, der dann nichts übrig bleibt, als den eben gegenwärtigen Eindruck zu benennen; und dies wird um so gewisser dann der Fall sein, wenn wir gar keine sichere Andeutung von dem möglichen Subjecte haben, sondern auf die einfache Gehörwahrnehmung beschränkt sind — es rauscht in den Lüften, es poltert, knallt, kracht, donnert u. s. f. Soll dem Pronomen eine Bedeutung zukommen, so müsste es, verschieden von seiner sonstigen Function, eben diesen Eindruck als solchen meinen, wie das in: das ist ein Schuss, das ist meines Bruders Stimme; will man das nicht zugeben, so ist es leeres Formwort geworden, das seine Bedeutung als Bezeichnung eines Dings eingebüsst

räumlich zeitlich bestimmte Wahrnehmung; weniger zutreffend schon finde ich, wenn er von einer Zerlegung der Erscheinung in die Allgemeinvorstellung des Wahrnehmungsinhalts als Prädicat und die Vorstellung der räumlich-zeitlich bestimmten Wirklichkeit als Subject redet. Wenn er aber S. 284 weiterhin als Subject der Impersonalien die durch das Prädicat zu determinirende Allgemeinvorstellung der räumlich-zeitlich bestimmten concreten Wirklichkeit hinstellt, so scheint dieser Ausdruck mir ungenau zu sein. „Allgemeinvorstellung" braucht Schuppe selbst sonst gleichbedeutend mit „Begriff"; ein Begriff als solcher aber kann nicht Subject eines Wahrnehmungsurtheils sein. In der Verbalendung ist allerdings der Begriff des Concret-wirklich-seins der Bedeutung nach mit enthalten; was aber als Subject allein gedacht werden kann, ist etwas, worauf dieser Begriff Anwendung findet, ein Wirkliches, wenn auch in unbestimmter Ausdehnung gedachtes. Darum glaube ich seine Sätze so verstehen zu müssen, dass, was als Subject erscheint, zunächst nur durch die ganz allgemeine Bestimmung der concreten Wirklichkeit ohne weitere Determination gedacht, im Prädicat erst näher determinirt wird.

hat und nur der Analogie der Sprachformen zu lieb stehen geblieben ist, um eine leere Stelle anzuzeigen. In keinem Falle wird übrigens bewiesen werden können, dass das in der Personalendung tonat steckende Demonstrativum nicht eben den gehörten Laut selbst meinen könne; die Wirklichkeit des mit tonare bezeichneten Schalles wird eben dadurch ausgedrückt, dass ein eben Gehörtes ein tonare sei. Das Substantivum Donner gilt uns ja auch als etwas Selbstständiges, nicht als ein abstractes Verbalsubstantiv, wie Bewegung: der Donner brüllt, hört ihr's, wie der Donner grollt? Was also beim Worte tonat wirklich unzweifelhaft gedacht, das Urtheil, das sicher darin vollzogen wird, kann nichts anderes sein als die Benennung des eben Gehörten mit dem allgemeinen Begriff; darin, dass ein eben Gehörtes gemeint ist, liegt dann allerdings zugleich die Behauptung der Wirklichkeit des Vorgangs [1]).

1) Im Vorbeigehen bin ich genöthigt, mich mit der Kritik auseinanderzusetzen, welche Marty in der Vierteljahrsschrift f. wiss. Philosophie, VIII. Jahrg. 1. Heft 1884, S. 56 ff. gegen die in § 11 meiner Logik entwickelte Ansicht gerichtet hat, dass ein Theil der Impersonalien als blosse Benennung eines sinnlichen Eindrucks gefasst werden könne. Marty sagt, nachdem er andere Auffassungen angeführt, S. 81: „Die Meinung, dass bei den Impersonalien ein individuelles Subject vorliege, gehört Sigwart an. Er glaubt nämlich, dass darin blosse Benennungsurtheile über individuelle Eindrücke ausgesprochen seien."

Das ist in dieser Allgemeinheit falsch. Zunächst redet der citirte § 11 nur von Impersonalien, die als Wahrnehmungsurtheile auftreten, wie es blitzt, es kracht, deren Ausgangspunkt eine sinnliche Empfindung ist; der erste, an die sinnliche Empfindung sich knüpfende Act sei die Benennung derselben. Aber die Verbalform, welche die Sprache zunächst dafür biete, fordere ein Ding, dessen Bezeichnung grammatisches Subject werden könne; die Stelle desselben werde nun zwar angedeutet, aber durch kein bestimmt angebbares Ding mehr ausgefüllt. Wo aber die Andeutung des Subjects, die in der Verbalendung sonst liege, zur leeren gewohnheitsmässigen Form geworden sei, und wir an die Frage: „was blitzt?" gar nicht denken, können die Impersonalien als blosse Be-

11. Dass Erscheinungen und Vorgänge, welche ihren sprachlichen Ausdruck in Verben finden, von dem Gedanken

nennungsurtheile gelten, in denen das Object der sinnlichen Empfindung das Subject, die damit sich deckende allgemeine Vorstellung das Prädicat ist.

Marty dehnt also, was ich nur von einem Theil derjenigen Impersonalien sage, die Ausdruck unmittelbarer Wahrnehmung sind, auf alle Impersonalien ohne Unterschied aus.

Er fährt dann fort: „Was unter einem Benennungsurtheil gemeint ist, sagt Sigwart nicht mit wünschenswerther Klarheit und Consequenz. S. 62 bezeichnet er nämlich als Benennungsurtheil ein solches, dessen Inhalt eine Benennung ausmacht, und dies ist die nächstliegende Erklärung, auf die wohl jeder verfällt. Die Behauptung, dass ein grösserer oder geringerer Kreis von Menschen einen gewissen Gegenstand so oder so benenne, ist gewiss im eigentlichsten Sinne als Benennungsurtheil zu bezeichnen."

Herr Marty hat nicht nur mich gründlich missverstanden, sondern befindet sich auch in bedenklichem Irrthum über den deutschen Sprachgebrauch. Ist denn ein Verdammungsurtheil die Behauptung, dass „ein grösserer oder geringerer Kreis von Menschen" einen Missethäter verdamme, und nicht vielmehr das Urtheil des Richters: er ist schuldig, das Urtheil, dessen Inhalt eben in der Verdammung besteht? So ist ein Benennungsurtheil ein solches, das eine Benennung vollzieht, dessen Inhalt eine Benennung ausmacht, nicht aber, wie Marty meint deuten zu können, ein solches, das die Thatsache einer sonst üblichen Benennung constatirt.

Ich hatte also bei einem des Deutschen kundigen Leser kein Missverständniss zu befürchten, umsoweniger als ich ausdrücklich erklärt hatte was ich meinte, wenn ich S. 57 sagte: Das einfachste Urtheilen ist das Benennen der einzelnen Gegenstände der Anschauung; der Gegenstand wird mit einer bekannten, mit einem Worte verbundenen Vorstellung Eins gesetzt; das Bewusstsein dieser Einheit spricht sich in der Benennung mit dem Worte aus. Vorher hatte ich S. 25 ausdrücklich darauf hingewiesen, dass ich von solchen Urtheilen rede, welche die Wörter als Zeichen bekannter Vorstellungen verwenden, bei denen also in der Benennung ausgesprochen ist, dass das gegenwärtige Object mit einer bekannten Vorstellung übereinstimme. Wenn also Marty mich

eines zugehörigen Dinges losgelöst und für sich festgehalten werden können, ist im Grunde schon durch die sprachliche

belehren will, der Satz: diese Blume ist eine Rose, besage nicht dasselbe wie diese Blume heisst eine Rose, dieser ist Sokrates etwas anderes als dieser heisst Sokrates, so ist die Verwirrung, der er steuern möchte, nur von ihm selbst angerichtet. Wenn ich sage: Dieser heisst Sokrates, so setze ich voraus, dass der Hörende mit dem Namen Sokrates noch nicht die Vorstellung dieser bestimmten Person verbunden habe, sondern den Namen erst erfahre und angeleitet werde, fortan unter dem Namen Sokrates sich diesen hier zu denken; das Wort Sokrates fungirt nur als Lautcomplex, der seine Bedeutung erst erhält. Sage ich aber: Dieser ist Sokrates, so setze ich voraus, dass der Hörende den Mann gekannt oder von ihm gehört hat, also mit dem Namen schon die Vorstellung einer bestimmten Person verbindet, ich sage: die von ihm unter dem Namen Sokrates vorgestellte Person ist mit der gegenwärtigen identisch.

Darum hatte ich S. 24 vorsichtig die Fälle, in denen als Subject oder Prädicat die Wörter als solche gemeint sind, als blosse Lautcomplexe, die ihre Bedeutung erst erhalten sollen (diesen Beisatz lässt Marty aus), von den anderen Fällen unterschieden, in welchen vorausgesetzt wird, dass sowohl der Sprechende als der Hörende ihre Bedeutung kennt. Für jene Klasse von Sätzen hatte ich als Beispiele angeführt: Alexandros ist Paris, Jagsthausen ist ein Dorf und Schloss an der Jagst. Das Subjectswort ist für den Hörenden zunächst leerer Name; die Sätze sagen, es sei der Name dessen, den er sonst unter dem Namen Paris kennt, der Name eines Dorfes und Schlosses an der Jagst. Marty bringt es fertig, auch das nicht zu verstehen; er sagt: Wer wird zugeben, dass Alexandros und Paris als blosse Lautcomplexe einander gleichzusetzen seien?

Ein — ich will nicht sagen gewissenhafter, aber wenigstens halbwegs vorsichtiger Kritiker sollte sich doch besinnen, ob der Autor nicht vielleicht etwas Verständliches sagt, ehe er ihm einen baren Unsinn zuschreibt; sonst fällt der Vorwurf der Gedankenlosigkeit, der in seiner Frage enthalten ist, nur auf ihn selbst zurück.

Mit den gegebenen Unterscheidungen erledigt sich auch eine Bemerkung S. 83. Was ich als Benennen bezeichne, dafür möchte Marty lieber Classification durch Wiedererkennen sagen. Allerdings, meint er dann, gehen Classificiren und Benennen häufig Hand in Hand. Aber es gebe Be-

Trennung der Wortformen vorbereitet. Allerdings weist die Verbalform als solche auf ein entsprechendes Substantiv hin; aber

nennungen, die kein Wiedererkennen involviren, wie bei Neubildung von Namen, wo eine Unterscheidung des Neuen von dem bisher Gekannten zu grunde liege. Ganz einverstanden; aber die Belehrung ist überflüssig, denn ich habe diesen Unterschied S. 328 selbst bestimmt hervorgehoben, in dem Zusammenhang aber, den Marty kritisirt, ausdrücklich nicht von neuen, sondern von gewohnten Bezeichnungen gesprochen.

S. 85 wendet sich Marty gegen meine Annahme, dass in jedem Urtheil, sofern es gesprochen wird und verstanden sein will, implicite die nominale Richtigkeit der Aussage, d. h. die Uebereinstimmung meines Gebrauchs der Wörter mit dem allgemeinen Sprachgebrauche mitbehauptet sei; sage ich, dies ist roth, so setze ich voraus, dass ich roth nenne, was alle Welt roth nennt; um diese nominale Richtigkeit drehe sich aller blosse Wortstreit. Marty gibt zu, der Glaube, dass alle Welt dasjenige Schnee nennt, was ich so nenne, sei die Voraussetzung, dass ich in redlicher Absicht den Satz äussere: dies ist Schnee. Aber man könne nicht sagen, dass dieses sprachliche Urtheil implicite mitbehauptet sei. Ist denn aber das nicht eben auch nur Wortstreit? Welcher grosse Unterschied ist denn hier zwischen „vorausgesetzt“ und „implicite mitbehauptet“? Sieht es nicht aus, als wollte Marty um jeden Preis etwas finden, woran er nörgeln könnte?

Soviel hatte Marty dagegen einzuwenden, dass ich die Sätze: das ist Sokrates, das ist ein Hund, das ist Schnee als Benennungsurtheile bezeichne.

Aber nun führt er S. 87 den Hauptschlag. Vollkommen entscheidend gegen meine Auffassung, dass in Sätzen wie: es blitzt, es brennt, nur die Benennung eines gegenwärtigen Eindruckes gefunden werden könne, sei das, dass diese Sätzchen nur dann den Sinn von „das ist ein Blitz“ u. s. w. haben könnten, wenn ein sinnlicher Eindruck vorliegt, auf den der Sprecher und die Hörenden bereits aufmerksam geworden sind und der nun bloss beschrieben werden soll. „Wo aber bleibt diese Zweigliedrigkeit der dem Urtheil zu Grunde liegenden Vorstellung, wenn ich zu einem in seine Arbeit vertieften Freunde ins Zimmer tretend sage: es regnet, es brennt in der Vorstadt? Nach Sigwart könnte dieser den Satz nicht verstehen, ehe er, durch's Fenster schend, das Subject zu diesem (vermeintlichen) Prädikat erblickt. Und wohin

sie verdankt ja doch ihr Dasein einer Abstraction, die sie zu einem gesondert Denkbaren macht, und es muss darum nicht

---

soll er blitzen, wenn ich sage: Es spukt wieder einmal in der Türkei, unserem Freunde in London geht es besser, es fehlt dem Staate an Geld?"

Herr MARTY ist in seine eigene Arbeit so vertieft, und darum so zerstreut, dass er völlig übersehen hat, von was der bekämpfte Paragraph redet, nämlich nur von Impersonalien, die ursprünglich als Wahrnehmungsurtheile auftreten. Die Sätze: Es spukt wieder einmal in der Türkei, es fehlt dem Staate an Geld, wird Herr MARTY, so Erstaunliches er in unüberlegten Missverständnissen leistet, mir doch nicht unter das schieben wollen, was ich als Wahrnehmungsurtheile bezeichne. Aber auch das andere Beispiel trifft nicht ganz zu. Wenn ich, in's Zimmer tretend, melde: „es brennt in der Vorstadt", so ist das schon kein ursprüngliches Wahrnehmungsurtheil, sondern eine vermittelte und abgeleitete Aussage, die schon, indem sie die Fortdauer des Brandes voraussetzt, über die Wahrnehmung hinausgeht und damit eine andere Färbung annimmt.

Bleiben wir also bei dem wirklichen Wahrnehmungsurtheil: „es blitzt". Wäre es ein Benennungsurtheil, sagt MARTY, so könnte es nur verstanden werden, wenn ein sinnlicher Eindruck vorläge, auf den der Sprecher und die Hörenden bereits aufmerksam geworden sind; der Hörende müsste also, um es zu verstehen, durch's Fenster geblickt haben. Benennungsurtheile, die sich an einen zweiten wenden, setzen allerdings häufig voraus, dass der sinnliche Eindruck auch dem Hörenden zugänglich ist; aber ist das unumgänglich nothwendig, und sind sie im anderen Falle unverständlich? Und wie bewiese das, was der Hörende thut oder nicht thut, für das, was im Sprechenden vorgeht? Ich gehe von demjenigen aus, der zunächst für sich das Urtheil ausspricht: „es blitzt". Wie dieses Urtheil anders zu Stande kommen soll, als so, dass er das Leuchten am Himmel sieht, als Blitz erkennt und mit dem Worte Blitzen benennt, ist mir unerfindlich; diese Benennung und damit die „Zweigliedrigkeit der dem Urtheil zu Grunde liegenden Vorstellung" ist jedenfalls in dem Urtheile enthalten, und jeder, der es hört, setzt voraus, dass der Redende das Leuchten gesehen und als Blitzen erkannt haben muss.

Die Frage ist nur, ob für den Sprechenden mehr darin enthalten ist, als diese Benennung der momentan gesehenen Erscheinung; und

um jeden Preis jedesmal, wo ein Verbum erscheint, auch das zugehörige Agens bestimmt gedacht oder gar ausdrücklich ge-

---

Marty sagt: wäre es blosses Benennungsurtheil, so würde der Hörende es nicht verstehen können, wenn er den Blitz nicht selbst gesehen und also das Subject zu dem vermeintlichen Prädicat erblickt hätte.

Er muss sehr trägen Geistes sein, jener in seine Arbeit vertiefte Freund, wenn er den Ruf „Feuer" oder „der Storch" auf der Strasse, im Nebenzimmer den Ruf „der Vater" nicht versteht; wenn er, an einer Menageriebude aussen vorbeigehend, rathlos vor dem Räthsel steht, was bedeuten soll: dieses ist ein Kameel, das ist der grosse Königstiger, wobei doch sicher ein Benennen, oder, wie Marty will, ein „Klassificiren durch Wiedererkennen" stattfindet. Einem nicht vertieften Menschen wenigstens trauen wir zu, dass er sich das Nöthige dazu denkt, dass, wenn einer neben ihm stehend sagt: das ist eine Sternschnuppe, das ist ein Schuss — er genau ebenso viel versteht, als wenn er sagt: es blitzt, es donnert; er denkt sich, dass der Redende das wirklich gesehen oder gehört hat, was er mit den Worten bezeichnet, und schliesst daraus, dass die entsprechende Erscheinung stattgefunden hat, auch wenn er sie nicht selbst sah oder hörte; und nach dem gehörten Worte macht er sich ein flüchtiges Bild derselben, das Allgemeine in's Einzelne zurückübersetzend; er thut dasselbe was er jeder Beschreibung gegenüber thun muss.

Marty selbst setzt (a. a. O. VIII 3 S. 300 ff.) ganz richtig auseinander, dass jede Aussage in erster Linie eine Kundgebung dessen sei, was der Redende vorstellt, und dadurch gerade erst ein Mittel, in dem Hörenden dieselbe Vorstellung zu erwecken; dieser ist aufgefordert, aus den Worten auf den inneren Vorgang zu schliessen, der in dem Redenden die Aussage hervorgebracht hat. Dies trifft auch hier vollständig zu. Wenn wir alles aussprechen wollten, was zum Verständniss unserer Rede nothwendig mit gehört, würden wir gar nie zu Ende kommen können, wir müssen uns darauf verlassen, dass der Hörende verständig genug ist, das Nichtausgesprochene zu ergänzen; gerade wie, wer ein Buch schreibt, gar nicht hindern kann, dass, wer es unaufmerksam liest, seine Sätze missversteht und die „wünschenswerthe Klarheit" vermisst.

Nach den gegebenen Proben kann ich dem Leser und mir ersparen, Marty's noch lange, noch durch ein weiteres Heft fortgehender Kritik zu folgen. Die Theorie Brentano's, der er sich mit Miklosich im Wesentlichen anschliesst, wird später besprochen werden.

nannt werden. Sonst wären die zahllosen Wendungen, in denen nur ein Infinitiv ohne das entsprechende Subject erscheint, völlig unerklärlich; und doch finden sie sich auch da, wo die Verbindung des Thuns mit der Vorstellung des Subjects eine viel engere ist, als bei den Lauten: „Zu Speier im Saale da hebt sich ein Klingen, mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen."

Solche Wendungen bieten sich besonders dann, wenn das zugehörige Subject zwar seiner Gattung nach selbstverständlich ist, aber in seiner Einzelheit gleichgültig oder unbekannt, und am leichtesten löst sich die Thätigkeit vom Subjecte los und wird für sich Gegenstand der Auffassung, wenn sie sich an einer ungezählten Menge von Subjecten wiederholt und der Collectiverfolg in die Augen oder sonst in die Wahrnehmung fällt — es entstand ein Laufen und Durcheinanderrennen, allgemeines Begrüssen und Händeschütteln u. s. f. Was sich so zunächst im Infinitiv zeigt, führt nun auch zu Wendungen von impersonaler Form, bei denen zwar das Subject ganz unzweifelhaft mit vorgestellt, aber in der Sprache nicht bezeichnet, nicht einmal angedeutet ist. Denn wenn ich sage: Da strömt's nach der Kirche, es wimmelt auf dem Platze, so sind mir ja die Menschen in der Anschauung mitgegeben, aber das Pronomen soll nun nicht diese Menge andeuten, die strömt oder wimmelt; vielmehr beschreibt der Satz nur die vielfache verworrene Bewegung, und wenn die Subjecte derselben bezeichnet werden sollen, sage ich: es wimmelt von Menschen. Wenn dann das Subject nicht so von selbst klar und greifbar, wenn es nicht bestimmte einzelne Gestalten sind, so wird um so deutlicher, dass eben nur die sinnfällige Erscheinung, die unser Auge und Ohr erregt, ihren Ausdruck findet. Es wallet und siedet und brauset und zischt — natürlich das Meer; aber ist mit „es" wirklich das Meer gemeint? wenn's von allen Zweigen schallt, die Sänger? Seht hin, wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht — so hat's noch nie geras't in diesem Schlunde — hat freilich Wasser und Wind

schliesslich zum Hintergrunde, aber auch hier will der Ausdruck gewiss nicht dieses leicht hinzuzudenkende Subject fordern, sondern nur die stürmische Bewegung, die Unruhe der Elemente zeichnen. In einem Sinne können also solche Sätze allerdings als subjectlos gelten; es ist das materielle und individuelle Ding-Subject, an dem die Erscheinung stattfindet, oder das sie hervorbringt, in der Sprache nicht ausgedrückt, im Denken selbst nicht ausdrücklich beachtet; in einer anderen Richtung ist aber unzweifelhaft Subject und Prädicat im logischen Sinne vorhanden. Das Subject ist die concrete sinnenfällige Anschauung, und das Prädicatswort benennt diese und weist durch seine Endung auf den gegenwärtigen und damit wirklichen Vorgang hin. Miklosich (S. 26) hebt mit vollem Rechte hervor, dass diese Fähigkeit, das Prädicat vom Ding-Subjecte loszulösen, als ein Vorzug der Sprache erscheine, dem Ausdruck sinnliche plastische Kraft verleihe [1]).

12. Dass in den Fällen, wo das Subject wenigstens seiner Gattung nach bekannt, aber sprachlich nicht bezeichnet ist, das Pronomen „es" keine inhaltlich bedeutsame Function zu erfüllen hat, zeigt sich am besten daran, dass es in einer verwandten Gruppe von Sätzen je nach der Wortstellung stehen oder fehlen kann, nämlich in denjenigen, welche durch Passiva gebildet werden.

1) In einzelnen Fällen hat der Sprachgebrauch solchen Wendungen bestimmtere Bedeutung gegeben als der Wortlaut mit sich bringt; „es brennt" könnte schliesslich von jedem Feuer gesagt werden, und es wird wohl in einem Sinne gesagt, wo „es" eigentliches Pronomen ist, ein bestimmtes Feuer oder den brennbaren Gegenstand selbst meint; wo es impersonal gebraucht wird, meint es ein Schadenfeuer. Dass irgend etwas brennt, ein Haus, eine Scheune, ein Wald, versteht sich von selbst und ist gar nicht zweifelhaft: aber dieses im Einzelnen zunächst unbekannte Subject ist nicht gemeint — dann würde gesagt etwas brennt —, sondern nur die Thatsache, dass da oder dort, in einer bestimmten Richtung ein Brand ausgebrochen ist; die Röthe am Himmel, die Feuerglocke zeigt mir zunächst nur die Erscheinung des Feuers an; ich frage zunächst: wo brennt's? und dann erst: was brennt?

Wer aus einer Gesellschaft heimkehrend erzählt: Erst wurde gespielt, dann gespeist, dann getanzt, für den ist, was er wahrgenommen hat, eine nach allen Seiten vollständige Anschauung; er weiss, wer gespielt und getanzt hat, und auch für den Hörenden ist soviel gewiss, dass es die Eingeladenen waren, wenn er sie auch nicht einzeln kennt. Dass sie sich mit irgend etwas die Zeit vertrieben haben, versteht sich von selbst; den Hörenden interessirt: womit? Damit gewinnt die gemeinsame Thätigkeit als solche selbstständiges Interesse: es handelt sich wieder um einen Collectiverfolg, bei dem der Antheil jedes Einzelnen gar nicht unterschieden werden kann, und so erscheint die Aussage in der passiven Form, die als solche nach der Analogie auf die Handelnden hinweist, aber ihre Stelle leer lässt, da nur die ausgeübte Thätigkeit als solche bezeichnet werden soll. Auch hier kann man nicht fragen, was mit dem von der Verbalendung sonst angedeuteten Subject des Passivums gemeint sei; die intransitive Bedeutung vieler so gebrauchter Verba schliesst ja den Gedanken an ein Object der Thätigkeit, also ein Subject des Passivums aus; wollte man ergänzen: Tänze wurden getanzt, so wäre das eine ganz überflüssige Tautologie, und wer fragte: was wurde getanzt, der würde nicht eine Interpretation von „es“, sondern eine Specificirung (Walzer, Menuet) verlangen; wenn mir im Gasthof gesagt wird: eben wird gespeist — soll gemeint sein, dass Speisen gespeist werden oder dass das Speisen gespeist wird? Der Kern der Aussage ist also auch hier eine Benennung der wirklich vor sich gehenden Thätigkeit, deren einzelne Subjecte nicht genannt zu werden brauchen, oder, da sie unbestimmt Viele sind, gar nicht bezeichnet werden können. Das logische und grammatische, durch die Verbalendung angedeutete Subject ist nur der concrete, eine bestimmte Zeit erfüllende Vorgang, der durch das allgemeine Wort charakterisirt wird. Darum sind diese passiven Impersonalien ganz besonders zu imperativischer Verwendung geeignet; die Hausordnung sagt: Um 7 wird aufgestanden, um 8 gefrühstückt

u. s. w., um die verlangte Thätigkeit für sich hervorzuheben [1]).

13. Eine besondere Gruppe bilden die Sätze, in denen körperliche und geistige Gefühlszustände ihren impersonalen Ausdruck finden. Mich friert, fröstelt, mich hungert, dürstet, schaudert, mir schwindelt, mir ist eng, bang, heiss, es drückt mich, würgt mich, sticht mich, brennt mich — könnte man eine Statistik der Sätze anlegen, in denen die Patienten ihre Klagen formuliren, so würde ein stattlicher Procentsatz von Impersonalien sich ergeben. Und nicht weniger zahlreich und mannigfaltig sind die ähnlichen Ausdrücke für geistige Zustände des Gefühls und des Begehrens — mir graut's, mich gelüstet, mir wird von alledem so dumm — mich drängt's, den Grundtext aufzuschlagen — mir ist seltsam zu Muthe — wie wird mir auf einmal, wie ist mir geschehn?

Was für unser Bewusstsein als Ausgangspunkt der Aussage vorhanden ist, kann keinem Zweifel unterliegen; es sind die vielfältigen Wechsel unserer Gefühlszustände, deren wir uns bewusst sind, und die unwillkürlichen Regungen der Neigung und Abneigung, des Verlangens und des Abscheues, in denen wir uns zu diesem Gegenstande hingezogen, von jenem abgestossen fühlen. Diese Erscheinungen unseres Lebens sind uns zum grösseren Theile aus früheren Erfahrungen schon bekannt und wir wissen sie durch ein treffendes Wort zu bezeichnen, zuweilen aber neu, mit nichts Früherem zu ver-

---

1) Der Sprachgeschichte muss ich überlassen, die Entstehung der ganz irrationalen Anwendung reflexiver Formen — hier sitzt sich's bequem, hier lässt sich's leicht gehen, von eurer Fahrt kehrt sich's nicht immer wieder — nachzuweisen; unzweifelhaft aber scheint mir zu sein, dass auch hier der Zustand oder die Thätigkeit für sich, ohne Beziehung auf ein explicite hinzugedachtes Subject ausgedrückt ist. Meist erscheinen diese Reflexiva mit einem qualitativ bestimmenden adverbialen Beisatz, und dieser enthält, was eigentlich ausgesagt werden soll: das Sitzen ist bequem, das Gehen ist leicht; denselben Sinn hat auch: hier ist bequem sitzen.

gleichen: ich weiss nicht, wie mir wird, wie mir geschicht. Das Bewusstsein dieser Vorgänge und Zustände in meinem Innern ist das Factum, das ausgedrückt werden soll. Da ich all' das jedenfalls als meine Zustände empfinde, so scheint der nächste Weg, sie in Sätzen auszusprechen, in denen „ich" als Subject auftritt: ich friere, ich bin hungrig, habe Durst, fühle Schmerz, Angst u. s. f. Aber es tritt hier ein ähnlicher Gegensatz ein, wie bei den äusseren Wahrnehmungen, bei denen das eine Mal das Subject, aus dem Thätigkeiten hervorgehen, für die Auffassung das erste ist, das andere Mal die Thätigkeit oder Eigenschaft, die auf das Subject erst bezogen wird. Für meine Selbstauffassung gehen deutlich aus mir selbst nur diejenigen Thätigkeiten hervor, die das Bewusstsein eines Wollens, wenn auch noch so verblasst, einschliessen; ich richte mich nach irgend einem Ziel hin und bestimme meinen Zustand; wenn ich blicke, horche, taste, wenn ich Arm und Fuss bewege, dann ist das erste das Bewusstsein meines wollenden Ich, das in ein bestimmtes Thun übergeht; auch in sehen und hören sind wir uns noch eines activen Aufnehmens der Eindrücke bewusst, das in blicken und horchen zum ausgesprochenen Sehen- und Hörenwollen sich steigert. Liegt es der naiven Auffassung ja am nächsten, auch die Bewegung der äusseren Dinge als aus einem Streben und Wollen hervorgehend zu denken. Jene Gefühle aber kommen über mich, ohne dass ich will, gegen meinen Willen; ich erscheine mir nicht als der Thätige, sondern als der Angegriffene und Ueberfallene. Diesem Gedanken wird zunächst so Ausdruck gegeben, dass der Zustand, der über mich kommt, selbst personificirt, als eine mich bewältigende Macht dargestellt wird: der Hunger befällt, der Frost schüttelt, das Entsetzen packt, das Weh ergreift, die Sehnsucht zieht, die Reue nagt, der Kummer drückt nieder. Alle diese Substantiva bedeuten schlechterdings nichts anderes, als die innerlich erlebten Gefühle selbst; statt sie aber als blosse Accidentien an mir, als blosse Zustände meiner selbst zu fassen, werden sie wie selbstständige Wesen betrachtet, die

ihre Macht an mir ausüben. Derselbe Gedanke liegt aber zu Grunde, wenn sie sich in Verba kleiden, deren Object ich selbst bin; das Eintreten und Fortdauern des Gefühls wird gedacht als eine auf mich gerichtete und mich ergreifende Thätigkeit, als ein über mich kommender Zustand. Aber ein Subject zu diesen verbalen Ausdrücken hungern, wohlsein u. s. f. ist schlechterdings unvorstellbar, man kann es gar nicht suchen wollen; die Erscheinung geht in dem einfachen Gefühle auf, das nicht in ein Wirken und ein wirkendes Subject zerlegt werden kann; die Frage: was hungert, was dürstet mich, was ist mir bang, ist vollkommen sinnlos. Der sonstigen Analogie, wonach das Verbum einen substantivischen Begriff voraussetzt, können gerade diese Begriffe am wenigsten sich fügen; in ihnen am deutlichsten tritt der Widerspruch zwischen den herrschenden Formen der Sprache und dem Thatbestande, der in ihnen ausgedrückt werden soll, zu Tage, denn in dem unmittelbaren Innewerden eines Gefühls liegt ohne weitere Reflexion keine Andeutung eines dasselbe bewirkenden Agens [1]).

Die Sprache macht übrigens dabei einen bemerkenswerthen Unterschied zwischen denjenigen Verben, die ausschliesslich psychologische Bedeutung haben, und denjenigen, welche zugleich Thätigkeiten der äusseren Welt bezeichnen. Während dort ebenso gut gesagt werden kann: mir graut oder mir graut's (Heinrich, mir graut vor dir, wird gewöhnlich citirt, obgleich Göthe graut's geschrieben hat), kann man nicht ebenso sagen: mich sticht, mich brennt, mich würgt. Die sonstige Analogie scheint hier wenigstens den formellen Repräsentanten des wirkenden Subjects zu fordern; dass mehr in dem Pronomen „es“ liege, wird nicht behauptet werden können. Wenn

1) Miklosich übertreibt einen Gedanken, der für die Genesis der impersonalen Ausdrucksweise überhaupt berechtigt ist, wenn er ihn durch die einzelnen Fälle durchführend meint, „mich friert“ könne derjenige nicht sagen, der sich freiwillig der Kälte aussetze. Wer im Winter in die Kirche oder auf die Jagd geht, wird der immer so genau unterscheiden, dass ihm kein „mich friert“ entschlüpft?

ich einen Stich in der Seite empfinde und andeuten will, dass ich an eine Ursache denke, eine verborgene Nadel, ein Insekt oder dergl., so würde ich sagen: was sticht mich? es sticht mich etwas; sage ich einfach: es sticht mich, so will ich nur die specifische Natur des Schmerzes bezeichnen, indem ich ihn dem durch eine Nadel hervorgebrachten vergleiche, der Gedanke einer Ursache aber will sich nicht fassen lassen; ich könnte als Subject eben nur den Schmerz selbst nennen, wie ich auch nicht passiv sage: ich werde gestochen, sondern ich habe oder fühle Stiche.

In einzelnen Fällen allerdings, wo in denselben Formen Bewegungen und Zustände erscheinen, die durch ihre Natur und den gewählten Ausdruck auf eine äussere Macht hinweisen, muss in „es" noch der Gedanke dieser Macht, wenn auch noch so verblasst, anerkannt werden. Es riss mich hinunter blitzesschnell — wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen trieb mich's um — hat zu seiner Grundlage allerdings zunächst nur die Empfindung des raschen Fallens, der drehenden Bewegung; aber indem diese als eine nicht bloss unwillkürliche, sondern von äusserer Gewalt erzwungene gedacht und danach der Ausdruck gewählt wird, kann nicht geläugnet werden, dass die Andeutung dieser äusseren Macht, die allerdings nur in ihrer Wirkung erkennbar ist, noch in dem Pronomen enthalten sei, wie ja auch dem zweiten der angeführten Sätze unmittelbar vorangeht: „mich packt des Doppelstroms wüthende Macht". Man wird also kaum mit Miklosich (S. 49) sagen können, dass es sich um eine Ursache handle, deren man sich nicht bewusst ist; das Bewusstsein einer Ursache ist da, nur wird sie eben insoweit gedacht, als sie die Wirkung ausübt, in ihrer weiteren Beschaffenheit bleibt sie für den Gedanken, wie für den sprachlichen Ausdruck unbestimmt. Wir haben es also in diesen und ähnlichen Wendungen mit einem eben verschwindenden wirklichen Subject, nicht mit einem reinen Impersonale zu thun.

14. Die bisherige Ausführung zeigt, wie Miklosich S. 25

vollkommen zutreffend hervorhobt, dass den unzweifelhaft impersonalen Wendungen die Loslösung der für die äussere oder innere Wahrnehmung gegebenen, verbal oder adjectivisch bezeichneten Erscheinung von dem Gedanken eines sie tragenden oder hervorbringenden Subjects zu Grunde liegt, das entweder überhaupt nicht zu finden ist, oder, wenn es auch bekannt ist, doch nicht beachtet und sprachlich ausgedrückt wird. Die meisten der so gebrauchten Ausdrücke treten in anderem Zusammenhange mit bestimmtem Subject auf; nur wenige, wie pudet, piget u. s. w. sind es, die nur impersonal erscheinen.

15. Allein es bleiben noch grössere Classen von Sätzen übrig, deren psychologischer Ausgangspunkt weniger einfach ist und die darum eine besondere Untersuchung erheischen.

Dahin gehören viele der Ausdrücke, die das Wetter betreffen; an ihnen hat sich vorzugsweise der Scharfsinn der Logiker und Grammatiker versucht. Es blitzt und es donnert bezeichnen zwar einfache Erscheinungen des Gesichts und Gehörs, aber es regnet, es schneit, es hagelt, es stürmt, es gewittert, es bewölkt sich, es klärt sich auf u. s. f. sind verwickeltere Wahrnehmungen. Die Grundlage der Sätze: es regnet, es schneit, es hagelt ist klar: es ist die Gesichts-, (resp. Gefühls-) Wahrnehmung der fallenden Regentropfen, der wirbelnden Schneeflocken, der herabfallenden, aufschlagenden und weiterspringenden Hagelkörner (wo ich etwa bloss aus dem Gehör urtheile: es regnet, es hagelt, da ist ein Schluss vorhanden, der nur durch die frühere Gesichtswahrnehmung möglich ist und diese reproducirt). Als Wahrnehmungsurtheil will mein Satz: „Es regnet“ nichts anderes ausdrücken als diese Erscheinung der fallenden Tropfen; wer es hört, dem entsteht aus dem Worte eben dieses Bild, an das sich die mannigfaltigen Folgen des Regens, der nasse Boden, die giessenden Dachrinnen, die tropfenden Bäume u. s. w. mehr oder weniger deutlich anschliessen.

Das Wahrgenommene selbst ist nun aber nicht der Art, dass uns nur eine einfache sinnliche Erscheinung gegeben wäre,

deren materielles Subject sich verbirgt, wie beim Donnern, Blitzen, Wetterleuchten; die fallenden Tropfen, Schneeflocken, Hagelkörner werden als Dinge unmittelbar wahrgenommen, der Vorgang liesse sich also leicht in eine verbal ausdrückbare Bewegung und das bewegte Ding zerlegen, und dann würde ich sagen: Tropfen oder Schlossen fallen, Flocken fliegen. Warum ich nicht in dieser pluralen Form die Wahrnehmung zum Ausdruck bringe, erhellt leicht; ich bediene mich ja derselben dann, wenn ganz vereinzelte Tropfen oder Flocken sichtbar sind, die ich als einzelne auseinanderhalten und mit dem Blicke verfolgen kann; bei einem tüchtigen Regen aber sind es der Tropfen zu viele und sie fallen zu dicht, als dass nicht die collective Natur des Vorgangs in den Vordergrund träte und veranlasste, die ganze, weit ausgedehnte Erscheinung als ein Ganzes zusammenzufassen — die Uebertragung in den Ausdrücken Blüthenregen, es hagelt Schläge u. s. w. beweist, dass die dichte Menge den Hauptzug des Bildes ausmacht. Regen und Hagel sind also Substantiva, welche collective Bedeutung haben, und zwar genauer so, dass sie eine Menge gleichartiger Objecte in übereinstimmender Bewegung darstellen; sie enthalten zugleich die Vorstellung der Objecte und ihrer bestimmten Bewegung; sie gehören zu derselben Classe von Substantiven wie Wasserfall, Zug, Flug, Procession, Fluss, Strom u. s. f., die eine Menge oder eine Masse in Bewegung bezeichnen; auch Rauch, Qualm kann hieher gezogen werden, sofern man dabei an den aufsteigenden Rauch oder Qualm denkt. Daraus ergibt sich, dass das Substantiv Regen und das Verbum regnen genau denselben Vorstellungsinhalt bezeichnen, nur das eine Mal als zusammengefasstes Ganzes, das andere Mal nach seiner Erscheinung in der Zeit und seinem zeitlichen Verlaufe; das Verbum finitum kann wiederum nur sagen, dass das Gegenwärtige ein Regnen, Schneien, Hageln ist, also eine Benennung enthalten, die durch die demonstrative Kraft der Endung ihre Wirklichkeit zugleich aussagt; eine Hindeutung auf irgend ein Subject, das

den Regen oder Hagel sendet, ist unter dieser Voraussetzung gar nicht vorhanden. Allerdings, wenn man regnen als Activum fassen wollte [1]), Regen machen, Regen entsenden (wie ὕει und βρέχει Activa sind, die netzen, nass machen bedeuten, vergl. il fait de la pluie), dann würde sich fragen, ob nicht doch ein Subject — die Wolke, der Himmel — wenn auch noch so blass hinzugedacht und sprachlich angedeutet ist; es giesst, es schüttet legen dieselbe Frage nahe; allein für unsere heutige Anschauung vermag ich nicht zu glauben, dass, wer sagt: dort regnet es, dabei auch nur einen Schatten mehr denke, als bei den Worten: dort fällt Regen; und dann ist auch bei den ursprünglich activen Ausdrücken doch kein wirkendes Subject gedacht, sondern nur die Erscheinung benannt.

Auf der andern Seite muss zugestanden werden, dass nicht auszumachen ist, wie weit noch schattenhafte Vorstellungen oder auch Personificationen des Wolkenhimmels im Einzelnen mitspielen mögen; es bewölkt sich, hellt sich auf, lässt leicht die Ergänzung „der Himmel" zu; wenn wir sagen: es besinnt sich lange, ob's regnen will, wird ihm doch nicht einfallen zu schneien, so liegt ja darin der Anfang oder der Rest einer Personification; und beachtenswerth ist es immerhin, dass bei Homer ὕει, ἀστράπτει, βροντᾷ immer nur von Zeus ausgesagt werden, und der impersonale Gebrauch dieser Verba weit später ist; einen Uebergang bildet Herodot, der nur allgemein ὁ θεὸς zu sagen pflegt. Das Subject, das diese Erscheinungen hervorbringt, in der Phantasie bestimmt zu gestalten war das nächstliegende; die nüchterne Auffassung verzichtet darauf, und hält sich bloss an die Erscheinung als solche. Wer will nun sicher feststellen, welche Vorstellungen die überlieferten Formeln der Sprache in den Einzelnen erwecken? Den sichtbaren Vorgang lernen wir von Jugend auf

1) Luther übersetzt Matth. 5, 45 das persönliche ὁ πατὴρ βρέχει nicht „er regnet", sondern „er lässt regnen"; der Ausdruck: die Wolke regnet entspricht schwerlich der ursprünglichen, sondern einer abgeleiteten Bedeutung des Verbums.

mit den Worten „es regnet, es schneit" bezeichnen; wir können das vollkommen unachtsam auf die Bedeutung der Bestandtheile der Formel nachsprechen, ihr nächster Sinn ist klar — was wir etwa über die Erscheinung weiter denken, und ob wir mehr in die Formel hineinlegen, kann individuell verschieden sein.

Aehnlich ist die Vorstellung, die mit Sturm und Wind verbunden ist; die Substantiva bezeichnen strömende Luft, die sich meinem Gefühl bemerkbar macht, und in ihren Wirkungen, dem Jagen der Wolken, dem Aufwirbeln des Staubes, dem Heulen und Brausen sich ankündigt; aber es wird nicht analysirt, nicht zwischen dem wirkenden Ding und seiner Bewegung und Thätigkeit unterschieden, dem Ganzen werden vielmehr die einzelnen Bewegungen zugeschrieben — der Sturm bricht los, fährt dahin. Es windet, es stürmt sagt nichts anderes als der Wind, der Sturm weht.

16. Tag und Nacht, Morgen und Abend, Frühling, Sommer, Herbst und Winter und alle ähnlichen Bezeichnungen bieten eine doppelte Seite dar. Von der einen Seite ist in der Bedeutung von Tag und Nacht ein unanalysirter Gesammtzustand ausgedrückt, dessen vornehmste Züge Helligkeit und Dunkelheit sind, an die sich eine Menge weiterer Associationen anschliessen; so bieten sie sich leicht der Hypostasirung und Personification: der Tag naht, kommt, Nacht bedeckt die Erde. Das überall verbreitete Licht, die Sichtbarkeit der ganzen Umgebung ist die Wahrnehmung; dieser jetzt gegebene Zustand meines ganzen Gesichtskreises ist das wirkliche Subject meiner Aussage — nicht die Dinge, die mir in wechselnder Beleuchtung erscheinen, Himmel und Erde, obgleich sie nothwendig im Hintergrunde mit vorgestellt werden —, diesen Zustand bezeichne ich mit Tag; Tag und Nacht sind zunächst nur qualitativ unterschieden, wirkliche Prädicate, wie hell und dunkel. Ich wache auf — es ist noch Nacht, es ist schon Tag; Tag war es, und Octavio stand vor mir — Nacht muss es sein, wo Friedlands Sterne strahlen. Ebenso wird bei Sommer und Winter an Gesammtzustände gedacht; wie

dert hell und dunkel, so sind warm und kalt die hervorstechendsten Züge, an die sich die weiteren Vorstellungen anschliessen. Wenn im April die Sonne heiss scheint, sage ich: es ist schon Sommer; muss ich im Mai heizen: es ist noch Winter; es muss doch Frühling werden. Die von diesen Substantiven gebildeten Verba es tagt, es wintert ein, haben diese qualitative Bedeutung; das Verbum drückt aber den Tag nicht als ruhenden, sondern als kommenden, werdenden Zustand aus. (Vergleichbar sind die Wendungen: es war Krieg, Friede war's im Wallenstein'schen Lager, 's war doch sonst wie Jahrmarkt hier — Krieg, Friede, Jahrmarkt sind die allgemeinen Bezeichnungen von Gesammtzuständen, die auf bestimmte Zeitverhältnisse Anwendung finden.)

Aber der regelmässige Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter drängt den Zeitunterschied, den Gedanken von abgemessenen Zeitabschnitten auf, die eine Reihe bilden und sich zählen lassen; dann ist das Subject nicht der gegenwärtige *Zustand*, sondern der gegenwärtige *Zeitabschnitt*, der, ähnlich den räumlich abgegrenzten Dingen, ein für meine Vorstellung abgegrenztes Ganzes bildet. Es ist Sonntag, es ist Ostern, meint: heute ist Sonntag, der heutige Tag ist der Ostertag; es war Pfingsten sagt: der Tag, in den meine Geschichte fällt, war der Pfingsttag. Man kann also nicht behaupten, dass es diesen Wendungen an einem Subject fehle; die Gegenwart selbst, die ich zwar nicht wie ein äusseres Ding sinnlich wahrnehme, die aber doch meinem unmittelbaren Bewusstsein als Glied einer Reihe aufeinanderfolgender Zeitmomente gegeben ist, ist dieses Subject; darum kann ich stets ein jetzt (resp. damals) hinzusetzen. Es ist Morgen, Mittag, Essenszeit, vier Uhr, der erste Mai — gleich ist's Morgen — benennen ebenso den gegenwärtigen oder bevorstehenden Zeitpunkt, indem sie ihn mit einem Gliede einer feststehenden Reihe von Zeitabschnitten identificiren; die qualitativen Unterschiede kommen nicht in Betracht, nur die Ordnung unterscheidbarer Zeittheile.

17. Damit haben wir bereits das Gebiet der in engerer Bedeutung sinnlichen Wahrnehmung verlassen, auf dem sich die früheren Beispiele bewegten. Noch weiter davon entfernt sind die Redensarten, die zu ihrer Voraussetzung Zustände und Verhältnisse haben, die nur von dem combinirenden Verstande erfasst werden können; als Vertreter derselben bietet sich die zahllose Gruppe der Wendungen mit „es geht“ und „es steht“ und ihrer Verwandten.

„Gehen“ zeigt zwar schon in seiner ursprünglichen Bedeutung impersonale Verwendung, wo es sich nur darum handelt, Tempo oder Richtung der Bewegung der im Uebrigen bekannten Subjecte auszudrücken — so geht es über Stock und Stein — und diese Betonung der Bewegung für sich tritt am leichtesten ein, wo sie einer Mehrheit von Subjecten gemeinschaftlich ist. Wohin geht's? frage ich eine im Aufbruch begriffene Schaar — den Einzelnen würde ich eher fragen: Wohin gehst Du? Mit der Vorstellung des Gehens verknüpft sich dann besonders leicht die des Wegs — es ging am Rande des Sees hin, steil bergan u. s. w. Dann wird das Prädicat auf den Weg selbst übertragen — statt der Weg geht rechts, links, sage ich nur es geht rechts nach A, links nach B; und man wird häufig nicht entscheiden können, ob der Weg selbst gemeint, das Verb also nicht im strengen Sinne unpersönlich ist, oder ob es wirklich nur die Bewegung in ihren besonderen Umständen bezeichnen will.

Wo es in übertragener Bedeutung ohne Nebenbestimmung gesetzt wird — es geht, es geht nicht, meint „es“ immer etwas Bestimmtes, die auf ein Ziel gerichtete Thätigkeit; — „so geht es fort, man möchte rasend werden“, meint Vorgänge von bestimmtem Charakter; es geht nicht vorwärts — eine bestimmte Unternehmung, die in's Stocken gerathen ist. Die Redensart ist nur scheinbar unpersönlich [1]). Anders aber, wo nur der Verlauf einer Reihe von Thätigkeiten und Ereig-

1) Im Lateinischen entspricht die vielfache Verwendung von res im Singular und Plural.

nissen selbst gemeint ist, die unter bestimmten Bedingungen stattfinden — s' ist hier just, wie's beim Einhau'n geht; und dieser Gedanke eines Verlaufs der Dinge wird in immer steigender Ausdehnung und Verallgemeinerung gedacht — so geht's im Leben, so geht's in der Welt; dieselbe unanalysirte Gesammtvorstellung, die substantivisch als der Welt Lauf, der Gang der Begebenheiten bezeichnet wird. In den Redensarten mir geht's gut, mir geht's schlecht, wird dieses unbegrenzte „Gehen“ auf ein bestimmtes Subject bezogen, und nur der für dieses Subject wichtige Theil des gesammten Gehens gedacht; die fühlbaren Veränderungen seiner Umstände erscheinen als ein über ihn kommendes, und dadurch sind diese Ausdrücke den andern, mir ist wohl, mir ist wehe, verwandt.

Aehnlich bezeichnet die Redewendung „es steht gut“ eine unanalysirte Gesammtheit von Umständen und Zuständen; irgend ein „Stehen“ ist immer da, und diese allgemeine Vorstellung wird in irgend einer Specialisirung auf den einzelnen Fall bezogen — wie steht es denn mit ihrem Herzen — steht es so um mein Commando?

In ganz ähnlichen Verbindungen erscheinen dann die noch farbloseren Verba Sein und Werden, die im Wesentlichen denselben Inhalt haben — so war's von je — wird es nicht alle Tage schlimmer — wie war's damit — wie war's mit Eggenberg — in meinem Frankreich war's doch anders. Je nach dem Zusammenhang können bestimmbare Verhältnisse gemeint sein, und kann man „es“ mit „alles“ oder einem verwandten Ausdruck ersetzen, zum Beweis, dass ein wenn auch nicht ausführlich gedachtes Subject vorliegt; oder es liegt nur der ganz unbestimmte Gedanke des irgendwie Seins und in irgend einer Richtung Werdens zu Grunde, der keine Beziehung auf ein angebbares Subject mehr gestattet. Die eigentliche Aussage liegt in der näheren Bestimmung des Gehens, Stehens, Seins und Werdens. Logisch betrachtet findet derselbe Process statt, wie wenn ich einen abstracten Begriff eines Zustandes oder eines Geschehens, unter den ich zunächst das Gegebene gestellt

habe, näher determinire; sage ich vom Storch: sein Gang ist langsam, sein Flug ist rasch, so liegt zunächst eine Benennung darin, dass ich die wahrgenommene Bewegung als Gang oder Flug bezeichne; dieser lege ich dann das speciellere Merkmal bei: das Verhältniss von Subject und Prädicat ist das des Allgemeineren zu seiner näheren Bestimmung. Ebenso wird in den obigen Redensarten das, was ich im Sinne habe, zunächst unter den allgemeinsten Begriff des Stehens, Seins, Werdens subsumirt; es ist ein irgendwie Sein, Werden, Stehen; dann aber die genauere Bestimmung beigefügt. Wenn der Arzt den Patienten untersucht hat, so handelt es sich um die Erkenntniss eines gegebenen Zustandes; das findet seinen Ausdruck in „es steht" — aber das ist selbstverständlich, dass es irgendwie steht; die erwartete Aussage muss das Wie betreffen, das nun adverbial angefügt wird.

18. Die letzte Hauptgruppe von Impersonalien wird von denjenigen gebildet, welche einfach Existenz aussagen, und um diese zu erörtern, müssen wir etwas weiter ausholen, zumal da eine der vorhandenen Theorien in den Impersonalien überhaupt Existentialurtheile sieht.

Ohne auf die schwierige metaphysische Frage nach dem Begriffe des Seins überhaupt einzugehen, oder an dem herkömmlichen aber denkbar ungeeignetsten Beispiele: Gott existirt, unsere Untersuchung zu beginnen, können wir in dem vorliegenden Gebiete als allgemein zugestanden voraussetzen, dass der Grund, die Existenz von irgend einem Ding oder einem Vorgang zu behaupten, die Wahrnehmung, in der äusseren Welt die unmittelbare sinnliche Wahrnehmung ist. Was ich sehe und taste, das gilt mir als seiend, und es gibt schliesslich kein anderes Mittel, mich von der Existenz eines Dings schlechthin unwiderleglich zu überzeugen, als indem es mir vor Augen gestellt und greifbar gemacht wird; wer in diesem Sinne behauptet, dass etwas in der Welt existire, behauptet, dass es irgendwie an irgend einem Orte und zu irgend einer Zeit wahrnehmbar sei. Mit den Gegenständen unserer sinnlichen

Wahrnehmung ist der Gedanke, dass sie existiren, von Hause aus so unlöslich verflochten, dass die Frage gar nicht entstehen kann, ob sie existiren; wenn einer also versicherte, dass die Sonne am Himmel, dieses Haus und dieser Tisch existirt, würde man gar nicht verstehen, was er will [1]).

Die Möglichkeit, zu der Frage nach der Existenz eines Dinges zu kommen, ist erst dann gegeben, wenn die gegenwärtige Anschauung fehlt, und nur ein inneres Erinnerungsbild, eine blosse Vorstellung vorhanden ist. Und nun wissen wir zunächst aus der Erfahrung des Vergehens und Verschwindens der Dinge, die wir früher gesehen, dass wir auch Nichtexistirendes, d. h. nicht mehr Wahrnehmbares vorstellen. Wer nach langer Abwesenheit in seine Heimat zurückkehrt, hat ein getreues Bild in der Erinnerung, mit dem er nun die gegenwärtige Anschauung vergleicht — das alte Stadtthor ist nicht mehr da, die Linde davor ist verschwunden — er fragt: existirt das und das Haus noch — es ist abgebrannt; ist der und der noch da — er ist gestorben. Zu seinen Erinnerungsbildern fehlen am gewohnten Orte die sichtbaren Objecte. Dieselbe Erfahrung machen wir, so oft uns etwas verloren geht oder abhanden kommt; indem wir suchen, haben wir das Bild des Dings, dessen frühere Existenz innerhalb eines gewissen Raums uns aus der Anschauung gewiss war, wir vermögen es nicht zu finden — es ist jedenfalls nicht an dem Orte, wo wir es suchen, es ist weg, fort — und je nach seiner Beschaffenheit vermuthen wir, dass es überhaupt nicht mehr existirt; die Vorstellung des Daseins, die ursprünglich damit verknüpft war, muss nun davon getrennt werden, es hat aufgehört zu sein, es ist vernichtet — finde ich es aber oder findet es ein Anderer für mich, so heisst's: da ist's, da liegt's, da steht's — das gegenwärtig Wahrgenommene wird jetzt als identisch mit dem Gesuchten erkannt.

Es liegt in der Natur der Sache, dass in diesem Falle

1) Uebereinstimmend Schuppe a. a. O. S. 256.

meist nicht vom Sein überhaupt, sondern vom Sein an einem bestimmten Orte die Rede ist, vom da-sein, vor Handen sein u. s. w.; und diese ursprüngliche räumliche Beziehung behält die Sprache im Ausdruck auch bei, wo sie sinnlos geworden ist, wie wenn das „Dasein“ Gottes bewiesen wird. Nur erschlossen können die Sätze sein, dass etwas Verlorenes oder Verschwundenes überhaupt noch irgendwo vorhanden ist, erschlossen aus seiner Unzerstörbarkeit.

Nun scheint aber das Dasein nicht bloss von ganz individuellen Dingen, wie in den bisherigen Beispielen, sondern auch von Begriffen ausgesagt werden zu können; wenn ich sage: es existiren einzellige Organismen oder phönicische Inschriften oder fossile Menschen, so scheint damit einem Begriffe Realität zugesprochen zu werden, und ich werde veranlasst sein, diese Sätze einem solchen gegenüber zu behaupten, der die Existenz solcher Objecte unwahrscheinlich oder wenigstens überraschend findet. Genauer zugesehen kann aber Existenz immer nur von Einzelnem behauptet werden; die Meinung ist, da und dort existiren einzelne Wesen, welche unter den Begriff der einzelligen Organismen fallen, Steine, die phönicische Schrift zeigen, fossile Knochen, die Menschenknochen sind; ein Theil der existirenden Einzeldinge ist es, der unter diese allgemeinen Begriffe fällt. Sage ich ebenso: es sind Erdbeeren in diesem Walde, Blüthenknospen an diesem Baume, so habe ich einzelnes Gesehene als Erdbeeren, als Blüthenknospen erkannt; dem Hörer sage ich, was er unter Erdbeere, Blüthenknospe versteht, werde er in einer unbestimmten Anzahl von sichtbaren Objecten wiedererkennen, und ganz zutreffend ist also der Ausdruck: Erdbeeren finden sich, werden gefunden — denn beim Suchen und Finden geht ja eben die Vorstellung voran, der Anblick folgt nach.

Das Wort „Existiren“ kann also zu seinem Subject niemals einen Begriff als solchen, d. h. den allgemein gedachten Begriffsinhalt haben; es fordert durch seine Bedeutung selbst die Vorstellung eines oder mehrerer einzelner concreter

Dinge, resp. Vorgänge oder Verhältuisse an bestimmtem Ort und zu bestimmter Zeit, welche Theile der Gesammtheit der in Raum und Zeit wirklichen Welt und des Geschehens in ihr und der in ihr bestehenden Beziehungen sind; und die Möglichkeit eines Existentialurtheils liegt eben darin, dass derselbe Vorstellungsinhalt in verschiedener Weise gedacht werden kann, als allgemeines, und als einzelnes concretes in Raum uud Zeit vorgestelltes Object, und dass er in verschiedenem Verhältnisse zu meinem Bewusstsein stehen kann, als bloss vorgestellter und zugleich als angeschauter. Um von einem allgemeinen Begriff aus zu einem Existentialurtheile zu gelangen, muss ich also erst seinen Inhalt in concreter Einzelnheit denken, und dann zu dieser Einzelvorstellung die entsprechende Anschauung oder die entsprechenden Anschauungen aufweisen. Was ich bei dem Worte Urmensch (in Darwin's oder Häckel's Sinne) denke, ist zunächst eine hypothetische Begriffsconstruction; ich rede darum von ihm in der Einzahl, wenn ich seine Merkmale angebe. Handelt es sich um die Realität dieser Hypothese, so verwandelt sich dieser begriffliche Typus sofort in eine unbestimmte Anzahl von Individuen, die irgendwo und irgendwann auf der Erde waren; nur von diesen kann die Existenz in Frage kommen; nicht „der Urmensch“ kann existirt haben, sondern so und so viele Urmenschen; und dass sie existirt haben, würde unwiderleglich nur durch greifbare fossile Reste bewiesen, welche mit der Definition übereinstimmen.

Die Existentialurtheile kehren somit den Process der Benennungsurtheile um [1]). Bei diesen ist der anschauliche einzelne Gegenstand gegeben, der als solcher ohne Weiteres als existirend gedacht wird; die früher gewonnene und bekannte Vorstellung tritt dazu und wird als übereinstimmend mit jener erkannt. Beim Existentialurtheil ist die innere Vorstellung das erste; es fragt sich, ob ihr ein einzelnes wahrnehmbares Ding entspricht; bietet sich dieses der Anschauung dar, so sage ich: ein A ist vorhanden, findet sich, existirt.

1) Vergl. Schuppe a. a. O. S. 284 und oben S. 13 f.

19. Wenden wir nun diese Erwägungen zunächst auf die Theorie an, welche in den Impersonalien: „es blitzt, es donnert“ Existentialurtheile sieht und als ihren wahren Sinn angibt: Blitzen ist, Donnern ist. Kein Zweifel, dass der Satz: „es blitzt“ einen wirklichen Vorgang meint, und insofern ist also die Interpretation berechtigt, welche in ihm die Behauptung einer Wirklichkeit sieht; sie enthält auch darin einen richtigen Gedanken, dass sie die Vorstellung eines blitzenden Dings aus dem Sinne des Satzes eliminirt. Allein so gewiss die Wirklichkeit eines Vorgangs behauptet wird, so gewiss ist doch die Aussage nicht ihrer Form nach darauf gerichtet, diese Existenz zu behaupten, so dass „Blitzen“ in der That das Subject, „sein“ das Prädicat wäre. Denn die Sätze: Ich esse, trinke, spreche, schreibe, er kommt, geht u. s. f., wollen ebenso etwas Wirkliches ausdrücken und werden von Niemand anders verstanden, als dass das Essen u. s. f. eben jetzt stattfinde; man könnte sie ebenso übersetzen wollen: mein Essen und Trinken ist, sein Kommen ist. Aber in diesen Fällen ist die Wirklichkeit dessen, was ausgesagt wird, schon darin eingeschlossen, dass das Subject als wirklich existirendes vorgestellt und darum gar kein Grund vorhanden ist, dieses Existiren zu behaupten; es handelt sich um die Angabe seines gegenwärtigen Zustandes. Ebenso wollen aber auch die Impersonalien direct durch die Form des Urtheils von einem Wirklichen das Blitzen, nicht vom Blitzen das Wirklichsein aussagen.

Und was sollte denn der Satz: „Blitzen ist“ bedeuten? Soll er von der allgemeinen Vorstellung, welche durch das Wort Blitzen zunächst ausgedrückt ist, die Existenz aussagen? Aber dass Blitzen oder Frieren überhaupt keine blossen Fictionen, sondern Begriffe wirklicher Vorgänge sind, kann nicht gemeint sein; behauptet wird nicht die Realität des Begriffs, sondern die Wirklichkeit einer einzelnen Erscheinung, die unter den allgemeinen Begriff fällt; nicht: „Blitzen ist“, sondern: ein Blitzen, wiederholtes Blitzen ist jetzt und hier, müsste das Existentialurtheil lauten, das diesen Sinn von „es blitzt“ ausdrücken wollte.

Obgleich nun direct nicht gesagt werden soll, dass das Blitzen stattfindet, sondern dass das eben Gesehene, also Stattfindende, ein Blitzen ist, so sind doch die beiden Gedanken so nahe bei einander, dass, je nach dem Zusammenhang, der direct ausgesprochene oder der nur indirect mitenthaltene in den Vordergrund treten kann. Wo in der Gegenwart aus der Wahrnehmung geurtheilt wird, dominirt die Benennung; wo aber bloss nach der Aussage eines anderen berichtet oder aus der Erinnerung erzählt wird, da ist psychologisch betrachtet der Process ein mehr vermittelter, und der Gedanke des Stattfindens als Inhalt der Aussage macht sich gerade darum in erhöhtem Masse geltend, weil das beharrliche Subject fehlt, das in den Sätzen: ich schrieb gestern u. s. w. die Vorstellung der Wirklichkeit von selbst einschliesst [1]).

Dasselbe gilt von den Erscheinungen, denen erfahrungsgemäss längere Dauer zukommt — es regnet, es brennt u. dgl.; mit der Benennung selbst wird vermöge der Bedeutung des Worts über den gegenwärtigen Moment hinausgegangen und ein länger dauernder Zustand als wirklich behauptet; und ebenso gilt es von allgemeinen Sätzen: wenn es donnert, so hat es geblitzt u. dgl. Aber die Form der Aussage ist auch jetzt von der Benennung hergenommen, gerade wie in dem Satz: das war ein Drängen, Schreien u. s. w., der ebenso in der Form des Benennungsurtheils die Behauptung einer Thatsache enthält.

20. Muss also der Auffassung, welche in den Impersonalien Existentialurtheile sieht, darum eine gewisse Berechtigung zu-

1) Die von Lotze (Logik 3. Aufl. S. 71) vertretene Auffassung, dass in den Sätzen: es blitzt, es regnet, es ist kalt, also auch in den Sätzen: es blitzt im Osten, es blitzt im Westen, es blitzte gestern, schliesslich immer dasselbe, in der ganzen Welt und durch alle Zeit identische Subject gemeint sei, an welchem alle diese Erscheinungen als Prädicate hängen, der allumfassende Gedanke der Wirklichkeit, die bald so bald anders gestaltet ist — diese Auffassung schiebt der gewöhnlichen Sprache ein logisches Kunstproduct unter, das keine Stelle im natürlichen Denken hat.

erkannt werden, weil sie ursprünglich immer nur von concreten Erscheinungen gebraucht werden, so steht es anders mit der Lehre, welche die Existentialsätze überhaupt als eine ganz besondere Classe von Aussagen hinstellt und behauptet, Existiren falle gar nicht unter den Begriff eines Prädicats.

Was zu dieser Auffassung führte, war die Schwierigkeit, sein oder existiren in demselben Sinne von einem Dinge ausgesagt zu denken, wie rundsein, rothsein, gehen oder fallen. Bei diesen Prädicaten wird die gegebene Gesammtvorstellung in die Elemente Ding und Eigenschaft, Ding und Thätigkeit zerlegt; beide sind in derselben Weise gegeben, das Prädicat bildet einen Bestandtheil des Inhalts der Subjectsvorstellung. „Sein" aber ist kein Bestandtheil des vorgestellten Inhalts; ob ich sage A ist oder A ist nicht, Atome existiren oder Atome existiren nicht, beide Mal denke ich inhaltlich genau dasselbe A, im einen Falle nicht mehr und nicht weniger als im andern; ja der Sinn der Aussage selbst setzt voraus, dass ich dem ganzen ungetheilten Inhalt der Subjectsvorstellung das Sein zu- oder abspreche. Das hat Kant unwiderleglich festgestellt, indem er erklärt, dass „Sein" niemals zu den inhaltlichen Bestimmungen eines Begriffs gehöre, die er allein „Prädicate" zu nennen pflegt. Darum kann der Satz „A ist", niemals ein analytischer Satz sein; Sein ist überhaupt kein Begriff von etwas, was zu dem Begriffe eines Dings hinzukommen könnte, der Satz „A ist" ist also auch kein synthetischer Satz in demselben Sinne, wie diejenigen synthetischen Sätze (z. B. alle Körper sind schwer), die einen Begriff durch ein weiteres Merkmal bestimmen und vergrössern; es ist, nach Kant's Ausdruck, kein „reales Prädicat". Sein ist vielmehr bloss die Position eines Dings, oder gewisser Bestimmungen an sich selbst; es setzt den „Gegenstand" in Beziehung auf meinen Begriff; zu meinem Begriff kommt der Gegenstand synthetisch hinzu; der Gegenstand aber kann nur durch Erfahrung, also durch eine von dem Begriffe bilden-

den Denken verschiedene Function gegeben werden. Kant stellt also eben das fest, was oben ausgeführt wurde: das Prädicat der Existenz betrifft nicht den Begriff als solchen, sondern einen mit dem Begriff übereinstimmenden, im Gebiete der Erfahrung nachweisbaren Gegenstand. Sein ist mit andern Worten dem Begriffe gegenüber ein Relationsprädicat, das sein „Verhältniss zum Erkenntnissvermögen" ausdrückt, es sagt dass, was begrifflich gedacht, auch der Anschauung gegeben sei (oder mit einer Anschauung nach allgemeinen Gesetzen zusammenhänge). Vom logischen Gesichtspunkte aber ist Kant weit davon entfernt, in dem Satze „A existirt" etwas anderes als die Aussage des Existirens vom Subjecte A zu erkennen; sonst könnte er ihn nicht einen synthetischen Satz nennen.

An einzelne Sätze Kant's anknüpfend, andere ebenso wesentliche aber übersehend, hat zuerst Herbart (Einleitung in die Philosophie § 63 vgl. § 53) die Consequenz gezogen, im Existentialsatz dürfe nicht der Begriff des Seins für das ursprüngliche Prädicat gehalten werden; vielmehr werde der Begriff, der im gewöhnlichen Satze nur bedingt und beschränkt, unter der Voraussetzung des Subjects, aufgestellt werde, unbeschränkt und unbedingt „gesetzt". Im gewöhnlichen Satze nämlich — das Wasser verdunstet — denkt man an Verdunsten nur, sofern dies Merkmal im Begriff des Wassers vorkommt; man denkt nicht an wohlriechende Dünste u. s. w. Die Beschränkung richtet sich ganz nach dem Subject; setzt man Flüssigkeit statt Wasser, so wird das Prädicat weniger beschränkt; verschwindet der Inhalt des Subjectsbegriffs ganz, wird gar nicht angegeben was das Verdunstende sei, so erreicht die freie Stellung des Prädicats ihr Maximum — es ist unbeschränkt; freilich bleibt, da das Subject fehlt, kein gewöhnliches Urtheil mehr übrig, es muss etwas anderes an dessen Platz getreten sein. Zugleich wird das Prädicat mit dem Wegfallen des Subjects unbedingt aufgestellt. In dem gewöhnlichen Satze A ist B, den Herbart als Ver-

knüpfung von Begriffen betrachtet, wird der Prädicatsbegriff aufgestellt, nur sofern er an das Subject soll angeknüpft werden; umgekehrt wird auch der Subjectsbegriff nicht absolut aufgestellt, sondern hypothetisch, in Erwartung irgend eines Prädicats; A ist B enthält keineswegs die Behauptung, dass A sei; sondern sagt nur: wenn A gedacht wird, muss es als B gedacht werden. Jedes Urtheil von dieser Form ist also hypothetisch. Wird nun aber ein Begriff nicht so aufgestellt, dass er an einen andern soll angelehnt werden, wie vorher, da er ein Subject hatte, so wird er unbedingt und absolut aufgestellt. Das ist nun der Fall bei den Impersonalien: es friert, es regnet u. s. w. Sage ich: Zeus donnert, so fragt sich, ob Zeus existire; damit schlechthin die Thatsache als vorhanden bezeichnet werde, muss das Subject fehlen: es donnert; dann fällt die Frage, ob das Subject existire, weg, das Donnern ist absolut aufgestellt; das Urtheil: Zeus donnert, sagt nicht, dass wirklich das Donnern geschehe.

In anderer Weise begründet Brentano[1]) eine Auffassung, die, der Herbart'schen hinsichtlich der gewöhnlichen Sätze entgegengesetzt, für die Existentialsätze zu einem ähnlichen Resultate führt. Vorstellen und Urtheilen, führt er aus, seien zwei gänzlich verschiedene Weisen des Bewusstseins von einem Gegenstande; indem der Gegenstand einer Vorstellung Gegenstand eines anerkennenden oder verwerfenden Urtheils werde, trete das Bewusstsein in eine völlig neue Beziehung zu ihm, ähnlich, wie wenn das Vorgestellte nun auch begehrt oder geliebt werde. Er bespricht dann die Annahme, dass Urtheilen in einem Verbinden und Trennen von Vorstellungen bestehe, und zeigt, dass mit dem blossen Verbinden von Vorstellungen das Wesen des Urtheils nicht erschöpft sei; „grüner Baum" ist auch eine Verbindung von Vorstellungen, aber kein Urtheil. Es ist aber nicht einmal richtig, fährt er S. 276

1) Psychologie vom empirischen Standpunkte Bd. I. 1874 S. 266 ff.

fort, dass bei allem Urtheilen ein Verbinden und Trennen vorgestellter Merkmale stattfindet. Auch ein einzelnes Merkmal kann anerkannt oder verworfen werden. In dem Satze „A ist“, ist nicht die Verbindung eines Merkmals „Existenz“ mit A, sondern A selbst ist der Gegenstand, den wir anerkennen.

Nun ist kein Zweifel, dass in jeder Behauptung nicht bloss das Bewusstsein einer subjectiven Vorstellungsverbindung, sondern das Bewusstsein der objectiven Gültigkeit des Gedachten und Ausgesprochenen mitgesetzt ist, dass eben dadurch die Behauptung sich theils von der bloss attributiven Verbindung, theils von der Frage oder der blossen Vermuthung unterscheidet; und wenn wir von der psychologischen Genesis des Urtheils absehen, kann jedes Urtheil so dargestellt werden, als ob es eine Frage durch Ja oder Nein entschiede. Dass in dieser Entscheidung, in der „Anerkennung“ oder „Verwerfung“, eine andere Function liegt, als in dem bloss subjectiven Beziehen zweier Vorstellungen aufeinander, ist unbedingt zuzugeben; dass diese Function aber einem ganz andern Gebiete der Seele angehöre, als das Vorstellen, und mit Liebe und Hass näher verwandt sei als mit dem Denken und Vorstellen bestimmter Objecte, folgt daraus nicht. Denn mit dem Vorstellen der Objecte ist nothwendig auch die Vorstellung bestimmter Beziehungen derselben, der Gleichheit, Verschiedenheit, Zusammengehörigkeit u. s. f. gegeben; und das Bewusstsein der Gültigkeit dieser Beziehungen geht schliesslich, wie ich in meiner Logik gezeigt zu haben glaube, auf das unmittelbare oder vermittelte Bewusstsein der N o t h w e n d i g k e i t der Thätigkeiten zurück, in denen wir Vorstellungen denkend aufeinander beziehen. Der Sinn der Gültigkeit aber ist je nach dem Charakter der Vorstellungen verschieden; betrifft unser Urtheilen Objecte, die wir auf Grund unserer Wahrnehmung als wirklich existirend voraussetzen, so meint die Gültigkeit das wirkliche Stattfinden dessen, was wir aussagen, innerhalb der gegebenen Welt; betrifft es blosse Be-

griffe, so meint die Gültigkeit des Urtheils eine in dem vorgestellten Inhalt selbst liegende Nothwendigkeit, ein bestimmtes Prädicat von ihm auszusagen. Sage ich: hier steht der Buchstabe A: so zwingt mich die Wahrnehmung, dieses Urtheil für gültig zu halten, seine Wahrheit ruht auf der sinnlich gegebenen Nothwendigkeit, an dieser Stelle des Raums diesen Buchstaben zu sehen; sage ich: ein schlechterdings untheilbares Atom kann keine Ausdehnung haben, so zwingt mich das Verhältniss der Begriffe Ausdehnung und Theilbarkeit zu dem Satze, der gilt, ob ich an die Wirklichkeit solcher Atome glaube oder nicht. Darum ist sowohl Herbart's Meinung, alle Urtheile von der Form A ist B seien hypothetisch, als die Meinung Brentano's, alle seien zuletzt Existentialurtheile, unhaltbar; beide dehnen, was von einem Theil der Urtheile und dem Sinne ihrer Gültigkeit richtig ist, auf alle Urtheile überhaupt aus.

Wenn nun aber auch sicher ist, dass das Bewusstsein der Gültigkeit oder Ungültigkeit, das „Anerkennen" oder „Verwerfen" von der blossen Vorstellung einer Beziehung zweier Vorstellungen aufeinander unterschieden werden muss: so ist andrerseits ebenso sicher, dass in den einfachsten und unmittelbaren Urtheilen das Bewusstsein der Gültigkeit von dem Gedanken der Prädication gar nicht getrennt werden kann; dass beides mit Einem Schlage gegeben ist. Ich kann ja nicht fragen, ob Kohle schwarz oder Schnee weiss, ob dieser Tisch eckig oder jene Kugel rund ist; die Vorstellungen Kohle und schwarz u. s. w. können gar nicht in Beziehung gesetzt werden, ohne dass sich zugleich das Bewusstsein der Nothwendigkeit und Gültigkeit ihrer Zusammengehörigkeit einstellt; ich habe nicht erst die blosse Vorstellung, dass Kohle vielleicht die Schwärze an sich hat, um sie dann — wenn es nach Cartesius ginge, durch einen freien Act meines Willens — zu bejahen oder zu verneinen; sondern beides, die Beziehung der Vorstellungen Kohle und schwarz aufeinander und das Bewusstsein ihrer Gültigkeit entsteht zugleich. Erst wo es sich

um vermittelte Prädicationen handelt, kann die Trennung der subjectiven Vorstellungsverbindung von der Gewissheit ihrer Gültigkeit eintreten, und damit die blosse Vermuthung oder die Frage; wenn ich ein weisses Pulver sehe, kann ich nicht fragen, ob es weiss ist, wohl aber ob es Zucker oder Salz ist, weil meine Gesichtsvorstellung noch nichts vom Geschmack enthält, und nur durch vermittelnde Association der Gedanke eines süssen oder salzigen Geschmacks entsteht. Aber die Frage selbst ist doch auf die Entscheidung gerichtet; sie wäre gar nicht möglich, wenn nicht die Fälle der einfachen und unmittelbaren Gewissheit vorangegangen wären; sie schliesst den Gedanken der Gültigkeit der einen oder andern Entscheidung, den Gedanken der Anerkennung oder Verwerfung schon ein. Logisch, psychologisch, und darum auch grammatisch ist das einfache, unmittelbare Urtheil früher als die Frage [1]).

21. Wenn nun BRENTANO weiter (a. a. O. S. 276) von seiner Anschauung aus behauptet, in den Existentialsätzen finde überhaupt keine Aussage eines Prädicats von einem Subjecte statt, im Satze „A ist“ werde nicht die Verbindung eines Merkmals „Existenz“ mit A anerkannt, sondern A selbst sei der Gegenstand, den wir anerkennen (wonach also das Urtheil nicht zweigliedrig, sondern eingliedrig wäre), so ist theils durch den unklaren und vieldeutigen Terminus „Anerkennen“, theils durch den unbestimmten Ausdruck „Gegenstand“ und die noch unbestimmtere Bezeichnung „A“ der Sachverhalt verdeckt, und der Unterschied zwischen Begriff und Anschauung verwischt.

Was bedeutet das A, der „Gegenstand“, der anerkannt werden soll? Ist es, wie HERBART lehrt, ein Begriff, der „unbedingt gesetzt“ wird, so ist ein Begriff im gewöhnlichen Sinne, als allgemeine Bedeutung eines Worts, zunächst ein bloss meinem inneren reproducirenden Vorstellen gegenwärtiger

1) Vergl. §§ 18 u. 19 meiner Logik, und meine Ausführung Vierteljahrsschrift f. wissensch. Philosophie V, 1 S. 97 ff. PAUL a. a. O. S. 110.

Inhalt; das Wort „roth“ bedeutet diese allgemeine Vorstellung einer bestimmten Farbe, das Wort „Pferd“ die allgemeine Vorstellung des bekannten Thieres. Habe ich nichts als diesen innerlich gedachten Vorstellungsinhalt, was soll es doch heissen, dass er „anerkannt“ oder „gesetzt“ werde? Der Begriff als solcher bedarf keines Anerkennens oder Setzens; sobald er wirklich gedacht wird, ist alles geschehen, was in Beziehung auf ihn als diesen einzelnen Begriff möglich ist; es ist gar nicht abzusehen, worauf sich das Anerkennen beziehen, oder wie ihm, wenn er wirklich gedacht wird, die Anerkennung sollte verweigert und in welchem Sinne er sollte verworfen werden können; nicht abzusehen, was es heissen soll, dass ich den Begriff Kreis anerkenne oder den Begriff Quadrat verwerfe. Wenn ich etwa eine widersprechende Formel vor mir hätte, wie „ein viereckiger Kreis“, so kann ich diese verwerfen, aber darum, weil sie keinen Begriff ausdrückt, den ich denken könnte, sondern nur Worte aufstellt, die eine unlösbare Aufgabe enthalten; was ich verwerfe, ist nicht der Begriff eines viereckigen Kreises, den ich gar nicht denken kann, sondern die Möglichkeit, mit diesen Worten einen Begriff zu verbinden, also eine Beziehung. Habe ich aber einen denkbaren, also widerspruchslosen Begriffsinhalt, so kann Gegenstand der Anerkennung oder Verwerfung nur die Bedeutung sein, die er ausserdem, dass er jetzt von mir gedacht wird, noch sonst haben kann; insbesondere der Gedanke, dass ein anderer, mir in der Anschauung gegebener Gegenstand mit dem Begriff übereinstimmt oder identisch ist; dann ist aber eben nicht der Begriff selbst, sondern diese Beziehung, in der er steht, Gegenstand der Anerkennung oder Verwerfung.

Soll aber „der Gegenstand“, „A“, nicht einen Begriff, sondern eine einzelne Anschauung oder Wahrnehmung bezeichnen, dieses Buch, in dem ich lese, diese Hand, mit der ich schreibe, so kann wiederum in keinem denkbaren Sinn davon geredet werden, dass ich dieses Gesichtsbild rein als solches, als diesen sichtbaren Gegenstand, anerkenne oder ver-

werfe; es ist einfach da, Object meines Bewusstseins, ich mag wollen oder nicht. Erst wenn ich weiter darüber reflectire, so kann ich etwa anerkennen, dass das meine Wahrnehmung ist — dann habe ich den Gegenstand in Beziehung zu mir gesetzt; oder ich kann mir ausdrücklich klar machen, dass es da ist, weil ich es sehe — dann habe ich sein Dasein anerkannt, indem ich die subjective Vorstellung von dem gewöhnlich damit verknüpften Gedanken der Wirklichkeit zuerst unterschied, um dann die Wirklichkeit ihm ausdrücklich beizulegen; oder ich erkenne z. B. ein Klingen im Ohr für bloss subjectiv, dann verwerfe ich die Meinung, es habe eine äussere Ursache; das Klingen selbst aber kann ich weder anerkennen, noch verwerfen, sondern nur einfach hören [1]).

Es bleibt also dabei, dass Anerkennen und Verwerfen, Bejahen und Verneinen, Wahr und Falsch niemals einzelne Gegenstände oder Begriffe als solche, sondern nur Beziehungen von Vorstellungen betreffen können; freilich sind nicht alle Beziehungen von Vorstellungen, wie HERBART es darstellt, „Zusammensetzungen von Begriffen“, sie sind ebensogut Beziehungen von Anschauungen und Begriffen.

Hätten HERBART und BRENTANO Recht, dass im Existentialsatz „Sein“ nicht als Prädicat betrachtet werden dürfe, so wäre es doch wunderbar, wie die Sprache überhaupt darauf gekommen sein sollte, einen so wesentlichen Unterschied wie den des eingliedrigen und zweigliedrigen Urtheils eigensinnig zu verwischen, und den Gedanken, dass A existirt, ganz in die-

1) Es ist unrichtig, wenn BRENTANO S. 277 sagt, jede Wahrnehmung zähle zu den Urtheilen, darum sei nicht jedes Urtheil eine Prädication. Eine Wahrnehmung, rein als das gegenwärtige Sehen, Tasten, Hören von etwas genommen, ist kein Urtheil; ein Urtheil entsteht erst, wenn ich ihr Object oder den Act der Wahrnehmung zu anderem in Beziehung setze. Nur insofern, als das meist unausgesprochen und auch ohne reflectirtes Bewusstsein geschieht, kann man sagen, jede Wahrnehmung zähle zu den Urtheilen; dann aber verknüpft sich mit ihr eine Beziehung des Wahrnehmungsinhalts zu mir oder zu anderem und diese wird prädicirt.

selbe Form der Aussage eines verbalen Prädicats von einem Subjecte zu kleiden, wie den Gedanken, dass A steht oder geht; und da viele von den Verben, welche jetzt nur jene „Anerkennung" ausdrücken sollen, von Hause aus einen weit reicheren Inhalt hatten und unzweifelhaft zu der Classe der eigentlichen Prädicate gehörten — existiren selbst, bestehen, stattfinden, sich finden u. s. w., enthalten ja etymologisch viel concretere Vorstellungen als das blosse Sein — wo ist die Grenze zu ziehen zwischen der blossen „Anerkennung", dem Urtheil, das nur Einen „Begriff" betrifft, und dem zweigliedrigen Urtheil? Und wie sind die Sätze: A ist hier, B ist dort, zu deuten? Sind diese Sätze, da sie doch gewiss auch Existenz aussagen, eingliedrig und blosse „Anerkennungen"? wenn sie aber zweigliedrig sind, ist dann nicht doch Sein Prädicat, wenn auch mit einer räumlichen Nebenbestimmung? Und wo ist wiederum die Grenze? Und was wird aus entstehen, vergehen, aufhören, verschwinden, in deren Begriff doch auch der Begriff des Seins steckt?

22. Dass die Sprache die Sache so darstellt, als ob von einem vorgestellten Dinge das Sein prädicirt werde, gerade so wie werden, bestehen, bleiben, dauern, die alle auch den Begriff des Seins enthalten, von ihm prädicirt werden, liegt klar auf der Hand; ebenso aber auch, dass es einen guten Sinn hat, in einem zweigliedrigen Urtheile das Sein zu prädiciren, sobald man sich klar ist, dass das Subjectswort im Existentialsatze zunächst etwas bloss Vorgestelltes meint, von dem gesagt wird, dass zu ihm in der wahrnehmbaren Welt eine correspondirende Anschauung sich finde; wie es einen Sinn hat, „gefunden werden" zu prädiciren. Sein ist freilich kein Prädicat, das ein Merkmal angäbe, d. h. einen Bestandtheil des Inhalts der Subjectsvorstellung; es ist, wie KANT vollkommen überzeugend darlegt, ein Relationsprädicat, das die bestimmte Art der Beziehung des Vorgestellten zu meinem Bewusstsein angibt. Die Sätze von HERBART und BRENTANO erklären sich zuletzt daraus, dass die hergebrachte Logik in erster Linie

solche Urtheile, welche Subsumtionen aussprechen, weiterhin etwa noch die Eigenschafts- und Thätigkeitsurtheile zu untersuchen gewöhnt war, die zahllosen Relationsprädicate aber vollkommen vernachlässigte; von ihnen allen gilt, dass sie kein Merkmal aussagen, das einen Bestandtheil der Subjectsvorstellung bildete [1]).

Der ganze Denkvorgang aber, der in der Behauptung sich ausspricht, dass etwas sei, und damit der genauere Sinn des Existentialsatzes, gestaltet sich noch verschieden je nach der Beschaffenheit des Subjects. Ist mein Subjectswort das Zeichen eines individuellen, mir von früher her als existirend bekannten Gegenstands, z. B. ein Eigenname, so ist das wahrhafte logische Subject des Existentialsatzes das durch das grammatische Subject bezeichnete, und es wird dem Zweifler gegenüber sein wirkliches Vorhandensein, der Möglichkeit des Vernichtetseins gegenüber die Fortdauer seiner Existenz behauptet; für den, der auf eigene Wahrnehmung hin den Satz ausspricht: der Thurm steht noch, das Document ist noch vorhanden, ist das Urtheil sogar in gewissem Sinne ein analytisches, denn so wie das Subject desselben für sein Bewusstsein vorhanden ist, bleibt mit der Vorstellung des Gegenstands die Vorstellung seiner wahrnehmbaren Existenz verknüpft, und er wird eben als ein wirklich Gesehenes, in dieser bestimmten Relation zu meinem Bewusstsein vorgestellt; ich kann gar nicht fragen, ob er existirt oder nicht.

Anders, wenn das Subjectswort das Zeichen eines zunächst bloss vorgestellten Einzelnen ist. Was ich nur aus Berichten Anderer kenne, dessen Vorstellung war mir nicht anschaulich gegeben, sondern ist durch Worte in meiner Phantasie erzeugt; ich kann daran zweifeln, ob es die Vorstellung eines Wirklichen ist, ob ihr ein in der wirklichen Welt wahrnehmbarer Gegenstand entspricht oder je entsprach. Berichten die Zeitungen von einem geheimen Vertrage, so kann ich fragen, ob er denn wirklich existirt; ebenso kann ich fragen, ob der

---

1) Vergl. § 12 meiner Logik.

Thurm zu Babel existirte oder bloss ein Gebilde der Sage ist, ob Tell's Apfelschuss wirklich stattgefunden hat. Sagt mir ein glaubwürdiger Zeuge, dass er jenen Vertrag gesehen: so urtheile ich jetzt, dass die Vorstellung, die ich gewonnen hatte, mit einem greifbaren Document übereinstimme; ebenso überzeuge ich mich etwa durch Schlüsse, dass meine Vorstellung vom Thurm zu Babel in der wirklichen Welt ihr Correlat hat, dass die Berichte darüber nicht auf Fiction, sondern zuletzt auf Wahrnehmung beruhen; dann haben diese Schlüsse meiner Vorstellung die Bedeutung der Vorstellung eines Wirklichen erst gegeben; das Urtheil ist ein vermitteltes; aber auch jetzt ist das vorgestellte Ding das logische Subject des Urtheils.

Ist das Subjectswort aber von allgemeiner Bedeutung, so stellt die Sprache nicht umsonst das Verbum Sein, meist mit einer Zeit- oder Ortsbezeichnung, gewöhnlich voran und lässt das Substantiv folgen: Es existiren einzellige Organismen, es war einmal ein König — und in ganz verwandtem Sinne: Es stand in alten Zeiten ein Schloss so hoch und hehr. Zuerst wird mit dem Verb vermöge seiner Bedeutung auf ein wirklich existirendes Object hingewiesen, um dann dasselbe durch die Benennung bestimmt zu bezeichnen. Die Grammatik betrachtet auch hier das genannte Substantiv als Subject; logisch betrachtet aber ist es vielmehr Prädicat des ungenannten, bloss durch die Verbalendung oder das Pronomen zuerst angedeuteten Wirklichen, und dadurch scheiden sich diese Wendungen von den Sätzen, in denen das Subject individuell bestimmt und damit schon als Wirkliches vorausgesetzt ist. Deutlich hat das Griechische mit seiner Voranstellung des ἔστι diesen Unterschied betont; das englische there is, there are weist noch anschaulicher zuerst auf den Ort hin, wo das zu Nennende sich findet (vergl. oben S. 13).

Damit fallen die Existentialsätze von der Form: Es ist, es war ein A, unter denselben Gesichtspunkt, wie die Impersonalien, die ein gegebenes Wirkliches benennen; nur mit dem Unterschiede, dass dieses Gegebene jetzt nicht eine in verbaler

oder adjectivischer Form benennbare Erscheinung ist, die losgelöst von dem Gedanken eines Dings, an dem sie haftet, zur Auffassung kommt, sondern selbst schon den Charakter einer Dingvorstellung hat. Das wirkliche Subject ist ein einzelner selbstständiger Bestandtheil der Gesammtheit des Seienden, wie das Subject der Impersonalien ein wirklicher Vorgang oder Zustand; der Hörer wird zuerst auf ein einzelnes Wirkliches hingewiesen, um dann zu erfahren, was es ist oder war.

22. In anderer sprachlicher Form erscheint nun dieselbe Bewegung des Denkens in der Wendung, welche die heutige deutsche Sprache zur Bezeichnung der Existenz vorzieht, in dem impersonalen „es gibt". Nach den Ausführungen in Grimm's Wörterbuch (IV, 1, 1, 1702 ff.) ist die allmähliche Entstehung dieses erst in neuerer Zeit in allgemeinen Gebrauch gekommenen Ausdrucks für die blosse Existenz zu verfolgen. Ihr Ursprung ist in Wendungen zu suchen, in welchen noch die Bedeutung von geben im Sinne von ergeben, hervorbringen, zur Folge haben, erkennbar ist; das Subject dazu ist ein bestimmtes, aber nicht immer bestimmt bezeichnetes. An den Himmel blickend sage ich: das gibt Regen, das gibt ein Gewitter — nämlich die vorhandene Bewölkung; regnet es anhaltend fort: das gibt eine Ueberschwemmung; einer aufgeregten Gesellschaft gegenüber befürchte ich: das wird Händel, eine Prügelei geben. Vom Acker, von der Wiese, von den Bäumen sagen wir ganz verständlich, dass sie Korn, Gras, Obst geben; sagen wir aber: es gibt Korn, Obst, Wein, so ist die Vorstellung des die Nahrung darbietenden Feldes mehr und mehr verblasst, wir denken mehr an's Nehmen dessen, was da ist, als an's Geben und den Gebenden; nur das Resultat des Gebens, das Vorhandensein, Gefundenwerden ist als Bedeutung übrig geblieben, wenn auch eine räumliche Begrenzung des Gebietes, das etwas darbietet, meist noch im Hintergrunde mitgedacht wird. Und indem die räumliche Begrenzung sich mehr und mehr erweitert und verschwimmt, dehnt sich die Bedeutung von „es gibt" auf alles aus, was in der weiten Welt sich irgendwo findet; wollte

man ein bestimmtes Subject in „es“ noch festhalten wollen, so könnte es nur die Gesammtheit des Seienden überhaupt sein, welche Gegenstände von bestimmter Gattung darbietet; aber im heutigen Gebrauch ist jeder Schatten der ursprünglichen Bedeutung von Geben geschwunden, und nur der ganz allgemeine Begriff des Seins übrig geblieben; „es gibt“ kündigt nur wirkliche Objecte an, die unter den allgemeinen Begriff des folgenden Wortes fallen; dieses fungirt als benennendes Prädicat des Gegebenen [1]). Es ist dabei beachtenswerth, dass die Existenz eines durch ein Nomen proprium bezeichneten Gegenstandes nicht in dieser Weise ausgedrückt werden kann; wir sagen nicht „es gab Homer, es gibt den Thurm zu Babel“, auch nicht „es gibt Gott“, sondern „einen Gott“; womit die Berechtigung der obigen Unterscheidung der Existentialurtheile in solche, deren Nominativ logisches Subject, und in solche, deren Nominativ logisches Prädicat ist, auf's neue einleuchtet.

Ganz ähnlich ist die — im Deutschen mehr in der Volkssprache übliche — Verwendung von „Haben“, entsprechend dem französischen il y a.

23. Unsere Auffassung des diesen Wendungen zu Grunde liegenden Denkvorgangs bestätigt sich an den Aussagen, welche die Existenz verneinen. Es gibt keine Gespenster, es gibt keinen Zufall, setzt die subjective Vorstellung von Gespenstern, den Begriff eines Ereignisses, das nicht nothwendig bestimmt wäre, voraus; mit dieser Vorstellung treten wir an die wirkliche Welt heran, vermögen aber in ihrem Bereich das ihr Entsprechende nicht zu finden. Noch deutlicher, wo es sich um bestimmt abgegrenztes Gebiet handelt: in der ganzen Ebene gab es keinen Baum, kein Wasser; ich suche etwas, was ein Baum, was Wasser wäre, aber alles, was ich sehe, fällt weder unter den Begriff Baum, noch unter den des Wassers. Nirgends ist ein Baum, nirgends Wasser — lässt

1) Vergl. in der wissenschaftlichen Sprache: Gegeben ist ein Kreis u. s. f.

ebenso erkennen, dass streng genommen das Sichtbare das Subject ist, von dem verneint wird, dass es Baum oder Wasser sei. Denn wollte ich „ein Baum“ als eigentliches Subject betrachten, — was soll doch heissen „ein Baum ist nirgends“? Ich meine nicht von irgend einem Baum etwas auszusagen, wie in dem Satze: ein Baum steht vor meinem Hause, sondern ich sage, dass keines der vorhandenen Objecte ein Baum war[1]). Nur von einem bekannten, etwa verlorenen Ding kann ich als wirklichem Subject aussagen: der Schlüssel war nirgends.

Nun hat die Sprache für das Nichtvorhandensein wiederum impersonale Ausdrücke, die dem „es gibt“, „es hat“ gegenüberstehen, nämlich: es fehlt, es mangelt, es gebricht. Die Vergleichung der Fälle, in denen „fehlen“ mit ganz bestimmtem Subject gebraucht wird, muss hier Auskunft geben. Mustere ich meine Bibliothek, so sage ich: der zweite Band dieses Werkes fehlt; ich habe das Erinnerungsbild dieses zweiten Bandes, aber seine Stelle ist leer, meinem Erinnerungsbild entspricht keine wirkliche Wahrnehmung. Ebenso fehlt der einzelne Schüler in der Schule, der bestellte Arbeiter bei der Arbeit, der Soldat beim Appell. Anders schon sind die Fälle, wo kein schon bekanntes Einzelnes, sondern ein Einzelnes einer bestimmten Gattung fehlt — dieser Statue fehlt der Kopf, dem Hause das Dach, dem Buche das Inhaltsverzeichniss — die Vergleichung mit anderen Objecten lässt mich sofort die leere Stelle erkennen; die Wahrnehmung des Mangels ist das erste, und ich ergänze nur in unbestimmter Vorstellung das einzelne, was fehlt. Noch entschiedener tritt das Bewusst-

1) Zu der Vieldeutigkeit, die den negativen Sätzen eigenthümlich ist (vergl. §§ 20—22 meiner Logik), liefert des Sängers Fluch ein instructives Beispiel: Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand. Nicht das Schattenverstreuen und Sanddurchdringen wird von vorhandenen Bäumen und Quellen negirt — was in derselben sprachlichen Form möglich wäre — sondern das Vorhandensein von schattenverstreuenden Bäumen und sanddurchdringenden Quellen wird geläugnet.

sein des Mangels in den Vordergrund, wo zunächst das Gefühl eines Bedürfnisses empfunden wird, dem durch beliebige Objecte einer bestimmten Gattung abgeholfen werden könnte, die nicht vorhanden sind, und dieses Gefühl des Mangels, dieses Bewusstsein des Entblösstseins findet zunächst seinen Ausdruck in einem impersonalen „es fehlt", dem die Bezeichnung der gewünschten Mittel der Abhülfe nachfolgt — es fehlt an Nahrungsmitteln, Geld, Kleidern, Arbeitskräften [1]).

24. Und nun führen einfache psychologische Zusammenhänge von dem blossen Gedanken des Fehlens zu all den Ausdrücken hinüber, denen das practische Denken und die damit verbundene Vorstellungsbewegung und Gemüthsverfassung des Wollenden und Handelnden zu Grunde liegt; ein Uebergang, für den das französische il faut typisch ist, das aus der Bedeutung des Fehlens zu der des Müssens gelangt. Irgend ein Zustand der Unlust erweckt nicht bloss die Vorstellung der Mittel, die derselben abhelfen könnten, um ihr Fehlen zum Bewusstsein zu bringen; er ist zugleich eine Quelle des Begehrens, und die Erreichung dieser Mittel wird jetzt ein Zweck, den ich mir für mein Wollen setze, und der seine Verwirklichung fordert. Daran schliesst sich, bei der Unsicherheit der Zukunft, das Bewusstsein einer Gefahr, die im Gefühl sich in Furcht und Hoffnung äussert, und zugleich die Aufmerksamkeit spannt, die Kräfte anstrengen heisst. Nicht umsonst leiten sich nöthig und nothwendig von der Noth ab, δεῖ vom Fehlen, χρή ist mit χρῆσθαι verwandt, wie das deutsche „es braucht" mit brauchen und gebrauchen; das empfundene Bedürfniss und die darin liegende, psychologisch zwingende Aufforderung zur Thätigkeit findet Ausdruck in einer impersonalen Form, welche Noth, Zweck, die durch den Zweck bestimmten Mittel und die Forderung ihrer Anwendung als etwas Gegebenes, von meinem Wollen unabhängiges

1) Der Sprachgeschichte liegt es ob, die Präposition „an" zu deuten; sie weist wohl ursprünglich auf ein Ganzes hin, an dem ein Theil fehlt, und ist dann auf das Fehlende selbst übertragen worden; vergl. Grimm's Wörterbuch unter „Gebrechen" IV, 1, 1. S. 1852.

darstellt. Die gegebene Nothwendigkeit eines Zwecks und der darauf gerichteten Handlung erscheint jetzt ebenso objectiv mir gegenüberzustehen, wie eine äussere Thatsache. So begreift sich das lateinische Gerundium, das vollkommen den Charakter eines Impersonale hat. Die verwandten deutschen Ausdrücke: es ist mir um etwas zu thun, enthalten eine subjectivere Färbung durch die Bezeichnung der Sorge und Unruhe; ebenso ohne thun: euch ist's um die Sach' — es ist mir um mich selbst nicht so, wie um die Altekläre; ein zu erreichendes Ziel mit den Nebengedanken einer zweifelhaften Lage, eines zweifelhaften Erfolgs, drücken aus: bedenkt, worauf es ankommt — heut gilt es, wer den andern niedertrinkt — es geht um's Leben — es handelt sich um die Ehre; und in dieselbe Kategorie fällt auch: es ist Zeit zu handeln — nicht Zeit ist's mehr, zu brüten und zu sinnen.

Es bedarf keines Nachweises, wie viel complicirter die psychologischen Voraussetzungen sind, welche in diesen Wendungen zum Ausdruck kommen, gegenüber von denjenigen, welche den einfachen Wahrnehmungsurtheilen als Grundlage dienen; als Ausgangspunkt bleibt doch ein concreter Zustand, in dem ich mich gegenüber den gegebenen Verhältnissen, ihrer Wirkung auf mein Gefühl und ihren Anforderungen an meinen Willen befinde, oder den ich, in die Lage eines Anderen mich versetzend, nach seiner Bedeutung für seine Zwecke beurtheile; soviele Gedankenelemente sich in einem es handelt sich — es gilt — zusammendrängen mögen, immer ist ein gegebener Gesammtzustand gemeint, der das Bewusstsein einer Lage enthält, die zu meinen Zwecken und Interessen in bestimmter Beziehung steht; der allgemeine Begriff der eine bestimmte Handlungsweise fordernden Gefahr, des die Anspannung meiner Kräfte im Kampfe fordernden Zweckes wird auf die gegenwärtige Lage angewendet und durch die Angabe dessen, um was es sich handelt, näher bestimmt; die logische Structur dieser Sätze ist schliesslich keine andere als die der Sätze, welche gegebene Gefühlszustände impersonal ausdrücken. Psychologisch ist nur die enge Ver-

bindung bezeichnend, in welche die Zweckgedanken, die sich an eine gegebene Situation knüpfen, mit dieser selbst treten, so dass sie, obgleich dem Gebiete des vorgreifenden Denkens angehörend, wie ein objectiver Bestandtheil derselben erscheinen; nur dadurch kann ja, was bloss zweckmässig ist, als ein objectiv Nothwendiges und diese Nothwendigkeit als ein wirklicher Zustand hingestellt werden. Eine bekannte Anekdote erzählt, dass Napoleon einem Bittsteller auf die Worte: Mais, Sire, il faut donc que je vive, geantwortet habe: Je n'en vois pas la nécessité; sie stellt epigrammatisch den Gegensatz der subjectiv-psychologischen Nothwendigkeit des individuellen Zwecks und der objectiven Nothwendigkeit heraus; jene ist es, die in dem impersonalen „il faut" ihren Ausdruck findet.

Der Reichthum der heutigen deutschen Sprache an impersonalen Wendungen ist durch die besprochenen Beispiele noch lange nicht erschöpft; eine vollständige Uebersicht derselben müsste insbesondere auch den vielfachen Uebertragungen nachgehen, in denen Impersonalien von ursprünglich sinnlich-concreter Bedeutung zum bildlichen Ausdruck anderer Vorgänge und Verhältnisse verwendet werden; für unsern Zweck wird aber die gegebene Uebersicht genügen. Denn sie gestattet jedenfalls die Mannigfaltigkeit der den unpersönlichen Sätzen zu Grunde liegenden Gedanken zu übersehen, und es werden wohl, wie ich hoffe, alle Hauptclassen derselben in ihr vertreten sein.

Versuchen wir nachträglich die unterscheidbaren Gruppen impersonaler Ausdrücke nach ihrer psychologischen Grundlage zu ordnen, so zeigen sie eine aufsteigende Reihe; die denkbar einfachste Voraussetzung an Vorstellungen, die zum Ausdruck kommen sollen, zeigen diejenigen, denen eine einfache momentane Sinnesaffection zu Grunde liegt; die verwickeltste Structur der Bewusstseinsvorgänge diejenigen, welche den Zweckgedanken enthalten, der aus einer zusammengesetzten Situation entspringt. Vielleicht lassen sie sich in folgende Uebersicht bringen. Was sie ausdrücken ist:

I. Eine einfache, momentane, nach Aussen bezogene Sinnesaffection — es rauscht, es riecht. (10. S. 29.)

II. Zustände des sinnlichen oder geistigen Gefühls und Regungen des Begehrens — mir ist wohl, mir graut, mich verlangt. (13. S. 39.)

III. Zustände und Erregungen, die als Wirkung einer ungenannten Ursache erscheinen — es schüttelt mich, es riss mich hinunter. (13. S. 42.)

IV. Sinnlich wahrnehmbare Vorgänge, Bewegungen u. s. f., die losgelöst von der Vorstellung der Dinge zum Ausdruck kommen, besonders übereinstimmende Vorgänge an einer Mehrheit von Subjecten —

1. in activer Form — es strömt, es wimmelt. (11. S. 36.)
2. in passiver Form — es wird getanzt. (12. S. 37.)

V. Anschauung von einer Menge oder Masse bewegter Dinge, die aber in ihrer Bewegung aufgefasst und zum Ausdruck gebracht werden — es regnet, hagelt, es raucht, qualmt. (15. S. 44.)

VI. Wahrnehmbare Gesammtzustände der uns umgebenden Welt — es ist Tag, Nacht, Sommer, Winter. (16. S. 46.)

VII. Zeitpunkte und Zeitabschnitte — es ist Mittag, Mitternacht, Ostern. (16. S. 47.)

VIII. Gesammtzustände der uns umgebenden Welt und ihrer Theile, und Verläufe ihrer Veränderungen, die vom Verstande erfasst und beurtheilt werden — es geht gut, schlecht u. s. f. (17. S. 48.)

IX. Gedanke der Existenz oder Nichtexistenz eines Vorgestellten (18—23. S. 50 ff.) es ist, es gibt, es fehlt.

X. Zweckbeziehungen die aus einer gegebenen Lage entspringen — es thut Noth, es gilt etc. (24. S. 70.)

Die allgemeinen Resultate aber, zu denen unsere logische Untersuchung geführt hat, mögen in folgende Sätze zusammengefasst werden:

1. Jede Anssage, die wahr oder falsch sein kann, enthält zwei unterscheidbare Bestandtheile; jedes positive Urtheil ist zweigliedrig, und besteht in einer Syntbese zweier Vorstellungen mit dem Bewusstsein ihrer Gültigkeit. Diejenige, die als die zu Grunde liegende betrachtet wird, beisst Subject, die andere auf sie bezogene und sie bestimmende Prädicat.

Es gibt logisch betrachtet keine subjectlosen Urtbeile, auch das Existentialurtheil verknüpft zwei Vorstellungen.

2. Die Einheit, welche zwischen Subject und Prädicat in einem positiven Urtheile gedacht wird, ist

a. entweder die blosse Uebereinstimmung zweier Vorstellungen als Ganzer, insbesondere einer Anschauung mit einer reproducirten Vorstellung — Benennungsurtheil;

b. oder es ist die Einheit eines Dings mit seiner Eigenschaft oder Thätigkeit;

c. oder es ist die Einheit einer bestimmten Beziebung, welche ein Object mit einem andern Object verbindet — A = B.

Die benennenden Urtheile sind unentbehrlich, um Einzelwahrnebmungen durch die Sprache auszudrücken, und sind anch in den Eigenschafts- und Thätigkeitsurtheilen über Einzelnes durch die Benennung des Subjects und Prädicats enthalten.

3. Das Wort Subject wird in engerem und weiterem Sinne gebraucht. In engerem Sinne bezeichnet das Wort das Ding, das eine Eigenschaft hat oder eine Thätigkeit ausübt; in weiterem Sinne jeden Gegenstand einer Aussage.

Grammatisch bedeutet Subject eines Satzes dasjenige Wort, oder denjenigen Redetheil, der das logische Subject des im Satze ausgesprochenen Urtheils bezeichnet.

Es gibt Urtheile, die ohne Subjectswort ausgesprochen werden, d. h. Aussagen, welche Urtheile ausdrücken, ohne das Subject des Urtheils irgendwie sprachlich zu bezeichnen, wie schön — vortrefflich — genug — u. s. f.; — ob die Grammatik diese Aussagen als Sätze bezeichnen will oder nicht, hängt davon ab, ob sie für den Satz einen sprachlichen Ausdruck des Subjects verlangt; logisch sind sie jedenfalls wirklichen Sätzen äquivalent.

Die durch pluit, pudet u. s. w. ausgedrückten Urtheile aber können auch grammatisch nicht als subjectlos bezeichnet werden, denn sie tragen in der Flexionsendung das Zeichen, dass der allgemeine Begriff des Verbums auf einen einzelnen Fall angewendet, also mindestens ein Benennungsurtheil vollzogen worden ist. Es fehlt ihnen nicht der Ausdruck eines Subjects überhaupt, sondern höchstens der Ausdruck eines Subjects im engeren Sinne, eines Dingsubjects.

4. Viele der gewöhnlich als impersonal angesehenen Sätze meinen mit der Verbalendung, resp. dem Pronomen „es“ sogar ein Dingsubject, das bestimmt zu bezeichnen nur überflüssig oder wegen seiner Unbestimmtheit schwierig ist; sie können nicht als Impersonalien im strengen Sinne betrachtet werden. Andere weisen zwar nicht auf ein Dingsubject hin, um so gewisser aber auf die einzelne concrete Erscheinung, welche dem allgemeinen Verbalbegriff entspricht.

Ob der eine oder der andere Fall vorhanden ist, ist in vielen Fällen aus dem sprachlichen Ausdruck für sich nicht zu entscheiden; in der lebendigen Sprache gehen beide Classen ganz allmählich ineinander über, und geschichtlich betrachtet sind wohl manche der jetzt rein impersonalen Wendungen ursprünglich mit dem Gedanken eines bestimmten Subjects verknüpft gewesen.

5. Ist die Hinweisung auf ein Dingsubject ausgeschlossen,

der Satz also ein streng unpersönlicher, so ist der logische Kern des Satzes ein **Benennungsurtheil**; dadurch, dass das Benannte ein einzelnes, gegenwärtig wirkliches ist, erhält das Benennungsurtheil die Kraft eine Wirklichkeit auszusagen, die dem Begriffe des Prädicats entspricht, und ist insofern einem Existentialurtheil verwandt; der Gang des Denkens ist aber in dem Satze, der einem bestimmten benannten Subjecte das Sein zuspricht, entgegengesetzt dem Gange, der ein Wirkliches unter einen bestimmten Begriff stellt.

6. Auch was gewöhnlich als Existentialurtheil betrachtet wird, d. h. als Aussage des Existirens von einem substantivischen Subject, fällt häufig vielmehr unter die letztere, den Impersonalien zugehörige Classe, indem ein ungenanntes anschauliches Subject mit einem bestimmten Substantiv benannt wird (Nox erat heisst nicht: die Nacht oder eine Nacht existirte, sondern es war Nacht, der gegebene Zustand war Nacht).

Aus der vorangehenden Analyse geht endlich auch hervor, dass die verschiedenen früheren Auffassungen für je einen Theil der Impersonalien berechtigt sind, und nur darin fehlen, dass sie alles unter denselben Begriff bringen wollen. Dass die unbestimmt gedachte Totalität des Wirklichen ursprünglich zu Grunde liegt, kann z. B. in der Wendung „es gibt“ kaum abgewiesen, für andere Fälle aber ebensowenig zugestanden werden. Dass ein Dingsubject zwar gedacht, aber eben nur angedeutet, nicht bestimmt vorgestellt und genannt werde, trifft für alle die Fälle zu, die auf der Grenze zwischen einem nachweisbaren Subject und den reinen Impersonalien liegen. Dass die impersonalen Sätze Existentialurtheile ausdrücken, ist insofern wahr, als sie die Behauptung der Existenz einer Erscheinung einschliessen, insofern aber falsch, als sie nicht direct ihrem Sinne nach auf diese Behauptung als das, was eigentlich gesagt werden soll, gerichtet sind. Dass, wie Trendelenburg lehrt, die Impersonalien eine Stufe darstellen, die dem Begriff und der Entwicklung des Urtheils gemeinsam zu Grunde liege, dass sie Rudimente des Urtheils darstellen, in-

dem sie Urtheile der blossen Thätigkeit seien, ist psychologisch in gewissem Sinne richtig, sofern viele Impersonalien eben nur die wahrgenommene Thätigkeit auffassen und benennen, und die durch die Kategorie des Dings geforderte Ergänzung unterlassen; aber ihr sprachlicher Ausdruck setzt doch die Wortform des Verbs im Unterschiede vom Substantiv voraus, und darum können sie nicht geschichtlich als eine dem vollständigen Satze vorangehende Form gelten. Die Arbeit des Denkens, welche Dinge und Thätigkeiten scheidet, ist nach Lotzes richtiger Bemerkung überall durch ihre Form im Allgemeinen vorausgesetzt; aber im einzelnen Falle kann oder will sich diese Thätigkeit nicht vollenden, und es darf nicht aus jener Form geschlossen werden, dass Alles, was Inhalt einer Wahrnehmung sein wolle, nur als Prädicat an einem bekannten oder unbekannten Subjecte zu denken sei. Die Gewohnheiten der Sprache, die für die überwiegende Zahl der Fälle sich gebildet haben, schreiben allerdings diese Form der Aussage vor; aber der Sinn, den sie gewöhnlich hat, ist in den ächten Impersonalien nicht zu finden, und insofern ist (nach S. 29 f.) die Form entweder doppelsinnig oder dem Gedanken incongruent.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. MOHR (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B.

Reden und Aufsätze

von

Gustav Rümelin,

Kanzler der Universität Tübingen.

Klein 8. 1875. (VI. 454 S.) M. 6.—. Gebunden M. 7. —.

Inhalt. I. Reden: Ueber den Begriff eines socialen Gesetzes, 1867. — Ueber Hegel, 1870. — Ueber das Rechtsgefühl, 1871. — Ueber den Begriff des Volkes, 1872. — Ueber die Lehre von den Seelenvermögen, 1873. — Ueber das Verhältniß der Politik zur Moral, 1874. — Ueber die Reichsoberhauptfrage. Frankfurt 1849. — Rede zur Feier des Geburtstags des deutschen Kaisers, 1874. — II. Aufsätze: Zur Theorie der Statistik I. 1863 und II. 1874. — Ueber den Begriff und die Dauer einer Generation. — Ueber die Malthus'schen Lehren. — Stadt und Land. — III. Kleine Betrachtungen und Bekenntnisse vermischten Inhalts. 1) Allerlei: Menschliche Lebensdauer. — Der Militäraufwand. — Die Oeconomie der Aemter. — Moralstatistik und Willensfreiheit. — Furcht und Mitleid in der Tragödie. — Zu Hermann und Dorothea. — Eintheilung der Universalgeschichte. — Strauß. — 2) Wider den neuen Glauben. — 3) Wider die Formeln des alten Glaubens.

Reden und Aufsätze

von

Gustav Rümelin,

Kanzler der Universität Tübingen.

Neue Folge.

Klein 8. 1881. (VI. 624 S.) M. 8. —. Gebunden M. 9. 50.

Inhalt. I. Reden: Ueber den Zusammenhang der sittlichen und intellectuellen Bildung, 1875. — Ueber einige psychologische Voraussetzungen des Strafrechts, 1876. — Festrede zur Verkündigung der Ehrenpromotionen beim Universitätsjubiläum 10. August 1877. — Ueber die Arbeitstheilung in der Wissenschaft, 1877. — Ueber Gesetze der Geschichte, 1878. — Ueber das Wesen der Gewohnheit, 1879. — Ueber die Idee der Gerechtigkeit, 1880. — II. Aufsätze: Zur katholischen Kirchenfrage. — Ueber den Wahlmodus für den Reichstag. — Eine Definition des Rechts. — Erinnerungen an Robert Mayer. — Altwürttembergisches: 1) Nicolai und sein Reisewerk über Schwaben. 2) Das alte gute Recht. — Ueber das Object des Schulzwanges. — Miscellanea: I. Statistisches. II. Ueber Lessing. III. Ueber Gymnasialwesen. — Zur Uebervölkerungsfrage.

Präludien.

Aufsätze und Reden

zur

Einleitung in die Philosophie.

Von

W. Windelband,

Professor an der Universität Straßburg.

8. (VI. 325 Seiten.) M. 6. —.

Inhalt. Was ist Philosophie? — Ueber Sokrates. — Zum Gedächtniß Spinoza's. — Immanuel Kant. — Ueber Friedrich Hölderlin. — Ueber Denken und Nachdenken. — Normen und Naturgesetze. — Kritische oder genetische Methode? — Vom Prinzip der Moral. — Sub specie aeternitatis. Eine Meditation.

Dieterich, Dr. K., [illegible] **Grundzüge der Metaphysik.** [illegible]

Schwegler, Dr. A., Geschichte der griechischen Philosophie, [illegible] M. 4 [illegible]

Spitta, Dr. H., [illegible] **Einleitung in die Psychologie als Wissenschaft.** [illegible]

Strassburger Abhandlungen zur Philosophie. [illegible] 1884 [illegible]

Class, Dr. G., [illegible] **Die metaphysischen Voraussetzungen des Leibniz'schen Determinismus** [illegible] 8. [illegible] (VII 127 [illegible]) M. 2. —

Dieterich, Dr. K., [illegible] **Philosophie und Naturwissenschaft,** [illegible] 2. Au[illegible] 8. [illegible] (X. 90 S[illegible]) M. [illegible]

— — **Die Kant**[illegible] **Philosophie** [illegible]
1. [illegible] (IX 2[illegible]4 S[illegible]) M. [illegible]
[illegible] 8. 18[illegible] M. 2. —

Hölder, A., Darstellung der Kantischen Erkenntnisstheorie [illegible] K[illegible] 8 1[illegible] (114 S[illegible]) M. [illegible] —

Riehl, Dr. A., P[illegible] **Ueber wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Philosophie.** [illegible] 8. 18[illegible] M. [illegible]

Rümelin, G., [illegible] **Reden und Aufsätze.** [illegible] (VI 4[illegible] S[illegible]) M. 6. —

— — **Reden und Aufsätze.** [illegible] 18[illegible] (VI. [illegible]24 S[illegible]) M. 8. —

Windelband, W., Präludien. [illegible] 8. 1884. (VI [illegible]) M. 6. —

Inhalt: [illegible] Gewissen [illegible] und [illegible] Kritische oder genetische Methode? [illegible] Ein [illegible]